

Jakobs Pilgerleben

oder

Menschliche **S**ünde und **G**ottes **E**rbarmen

von

C. Wagner – Groben

Pfarrer in Edinburg, früher in Lausanne

Basel

Verlag der Missionsbuchhandlung, 1887, 5. Aufl.

© Neu bearbeitet und herausgegeben von Thomas Karker, Bremen
1/2020

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorworte 4

I. Ein Familienbild aus der Vorzeit

1. Was wollen wir? 9
2. Wie man ein wirklich und nachhaltig berühmter Mann werden kann 10
3. Blicke in Isaaks und der Rebekkas Haushaltung 11

II. Der Handel um die Erstgeburt

1. Einsatz und Gewinn, oder Erstgeburtsrecht und Linsengericht 17
2. Allerlei Gedanken für allerlei Leute 18
3. Entschuldigungen 23
4. Über die Versuchungsstunden 24

III. Eitel Sünde und Herzeleid

1. Ein eigensinniger Vater und seine Strafe 27
2. Eine verblendete Mutter und ihr Lohn 30
3. Ein schwacher Sohn und seine Züchtigung 32

IV. Die Himmelsleiter

1. Der einsame Flüchtling 35
2. Ein seliger Traum 39
3. Ein getrösteter Pilger und sein Dank 42

V. In der Fremde, Gründung der Familie

1.	<i>Eine wichtige Begegnung und ihre Folgen</i>	50
2.	<i>Ein Wort an die Frauen</i>	53
3.	<i>Ein treuer Dienst und sein Lohn</i>	72

VI. Des Pilgers Heimkehr

1.	<i>Die göttliche Erlaubnis zum Aufbruch</i>	81
2.	<i>Mahanaim</i>	82
3.	<i>An der Grenze</i>	84
4.	<i>Pniel. Kampf und Sieg</i>	88
5.	<i>Ein betender Vater als Vorbild für unsere Familienväter</i>	90

Worwort zur ersten Auflage.

Wenn in unserer schreibseligen Zeit, wo von großen und kleinen Menschen so viel Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes geschrieben wird, ein Unbekannter mit einem Büchlein vor die Öffentlichkeit tritt, so ist es ihm zu verzeihen, wenn ihn das Gefühl beschleicht, er sollte sich eigentlich für ein so kühnes Unterfangen erst entschuldigen oder doch wenigstens rechtfertigen. Dies um so mehr, je nüchterner und bescheidener er selbst von seiner Arbeit denkt.

Da ich nun mit gutem Gewissen sagen darf, dass ich vorliegende kleine Arbeit, die neben viel anderer Sorge und Mühe einer großen Gemeindepflege entstanden ist, durchaus nicht für etwas Unübertreffliches halte, so befinde ich mich eben unter diesem Gefühle.

Um Entschuldigung, ja um Vergebung bitte ich meinen Herrn, dessen herrliche Missions-Reichssache ich diese „Erstgeburt“ widme, dafür, dass sie eben nur so ist, wie sie ist, und nicht besser. Möge Er das Büchlein entsündigen, weihen, heiligen und segnen!

Zu meiner Rechtfertigung vor Menschen aber habe ich folgendes zu bemerken. Lausanne ist eine Fremdenstation. In den bald neun Jahren meines Hierseins ist eine große Anzahl lieber Freunde in meiner Kirche längere oder kürzere Zeit zu Gaste gewesen, und viele haben sie lieb gewonnen. Manche von ihnen drangen in mich, zuweilen einige Predigten drucken zu lassen, damit sie bei der Heimkehr ein Andenken mitnehmen könnten. Allein ich konnte mich bis jetzt nicht dazu entschließen, die schon überreiche Predigtliteratur auch noch vermehren zu helfen. Um aber endlich doch dem oft wiederholten Wunsche einmal in etwas entgegen zu kommen, machte ich mich daran, „Jakobs Pilgerleben,“ das mich immer besonders anzog, zu beschreiben. Des Menschen Schwäche, sein Eigensinn, sein Kleinmut auf der einen Seite, und Gottes Langmut, Güte und Erbarmen auf der andern, treten nirgends größer hervor, als in Jakobs Leben. In diesem Büchlein werden mich alle die lieben Freunde, die mich kennen, finden, wie ich eben bin, sei es auf der Kanzel, sei es unter derselben. Jeder hat seine Art, und auch mir hat der liebe Gott die meine gegeben und mir mit derselben, so viel Menschliches und Mangelhaftes auch daran klebt, bisher ein Plätzchen unter der Sonne und in seinem Hause gelassen.

Dieses Büchlein hat also zunächst den Auftrag, meinen einstigen Zuhörern, – all’ den Gotteskindern und solchen, die es erst werden sollen, einen Gruß aus der deutschen Kirche in Lausanne und aus der obern Heimat zu bringen.

Damit stelle ich ihm freilich eine schwierige Aufgabe in Aussicht. Denn wenn es diesen Auftrag ganz ausrichten will, so muss es nicht nur durch so ziemlich alle Kantone der Schweiz, sondern nach Deutschland, Russland, Dänemark, Schweden, England und selbst Amerika seinen Weg finden. Und auf dieser weiten Reise hat es anzuklopfen bald an dem bescheidenen Zimmerchen eines Dienstmädchens oder jungen Handwerkers, bald an dem Salon eines Kaufmannes, Bankiers, Pfarrers oder Professors. Ja es muss, will es seine Aufgabe recht lösen, in manche Schlösser von Grafen und Fürsten und selbst in einige

Königspaläste sich wagen. Kurzum, es braucht einen dreisten Mut, oder es verfehlt seinen nächsten Zweck.

Auch einige mir unbekannt gebliebene Personen sollte es finden. So z. B. jene kranke Dame aus Norddeutschland, die vergeblich zwei Monate am Genfersee ihre Gesundheit wieder zu finden suchte und am Tage vor ihrer Abreise „zufällig“ in die deutsche Kirche in Lausanne kam und dort „zufällig“ eine Predigt über das Wort: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ hörte und nachher die Predigt so gerne mitgenommen hätte, wenn sie ausführlich geschrieben gewesen wäre, die sich aber nicht entschließen konnte, mir behufs Nachsendung ihre Adresse zu geben. Sie würde zwar jene Predigt nicht darin finden; aber doch allerlei Gedanken, die ihr den Weg zum rechten Arzt zeigen könnten.

Einen besondern Gruß aber soll es nach Petersburg an die lieben Damen M. und T. tragen, die mich einst aufforderten: „Schreiben Sie doch auch Bücher, wie der X.“ Mögen sie nicht bereuen müssen, dass sie mitgeholfen haben, mich auf diesen gefährlichen Weg zu bringen. Auch bei meinen lieben jungen Freunden, besonders den 1. Kandidaten der Theologie aus Norddeutschland, denen das Lausanner Pfarrhaus lieb geworden ist, möge es mich für alle Briefschulden freundlich entschuldigen.

Endlich drängt es mich noch, meinem lieben Herrn Verleger hier meinen freundlichen Dank dafür auszusprechen, dass er meinen armen Jakob so lieblich ausgestattet, ihn in so hübschem Kleide erscheinen lässt. Möge der Herr, dem er auch damit dienen will, seine Mühe gnädig segnen.

So möge denn das Büchlein unter dem barmherzigen Segen des Gottes Jakobs hinausgehen und dazu beitragen, dass die Ehre und der Name unseres Herrn und Königs, der viel zu wenig von den Seinen geehrt und geliebt wird, immer heller und herrlicher leuchte auf unserer armen Erde.

Lausanne, im Oktober 1879

Worwort zur zweiten Auflage.

Mit aufrichtigem Danke gegen den Herrn, der auf das Geringe sieht, lasse ich mein Büchlein aufs Neue ausgehen. Über mein Erwarten hat es der Herr gesegnet. Nicht nur wurde im Lauf eines Jahres eine starke Auflage (von 2000 Exemplaren) vergriffen, eine Übersetzung in's Französische ohne mein Zutun bewerkstelligt) verschiedene Kapitel zum Abdruck in christliche Zeitungen deutscher und französischer Sprache erbeten, sondern aus vielen Gegenden und fast allen Klassen der Gesellschaft empfing ich auch schriftliche Beweise, dass es mit Segen gelesen wurde. Viele wünschen, der Jakob möge nicht lange allein bleiben.

Auch die Kritik – diese strenge, aber launenhafte Haushälterin des Buchhandels, nach deren Angesicht mancher gereifte Schriftsteller blickt, ob sie über seine Arbeit freundlich lächelt, oder aber die Stirne runzelt – sie hat meine schüchterne Arbeit mit wirklich freundlichem Wohlwollen aufgenommen. Von den vielen Rezensionen, die mir zu Gesichte kamen, haben mich manche beschämt und mich zu aufrichtigem Danke gegen den Herrn gestimmt.

Dass ich aber von ihr, der Kritik, nicht ganz ungerupft durchkäme, das habe ich wohl vermutet. Denn wann macht jemand allen Leuten etwas recht? Wäre mir das gelungen, so wäre es für den Anfänger wirklich des Guten zu viel gewesen. Und so sind denn auch zwei Rezensoren mit mir in's Gericht gegangen.

Der eine, im „Kirchenfreund,“ kann neben viel Anerkennung nichts anders als bedauern, dass mein Büchlein Ähnlichkeit habe mit den Arbeiten des Herrn Pastor Funcke. Damit habe es auf den edelsten Preis, nach dem die Erbauungsliteratur ringen könne, verzichtet. Wäre es weniger „interessant“ aufgefallen, so würde es ihm besser gefallen haben. Nun, über den persönlichen Geschmack lässt sich schwer streiten. Wer den hergebrachten Predigtton unserer erbaulichen Literatur nicht entbehren kann, dem mag mein Büchlein vielleicht nicht gefallen.

Der andere, im „Theologischen Literaturblatt,“ der erst zu Wort kam, als die zweite Auflage schon in Arbeit war, tadelt gerade das Gegenteil. Ihm ist das Büchlein, im Vergleich mit Funcke, nicht interessant und fesselnd genug. Auch bedauert er, dass ich mich nicht auf Luthers Erklärung der Genesis, die zwar „nicht für moderne Ohren“ passe, Rat geholt hätte. Und endlich meint er, dass ich im praktischen Interesse viel vom Text abschweife, aber nicht von Kirche, Taufe, Abendmahl etc. rede. – Hierzu erlaube ich mir, nicht als Rechtfertigung, sondern zur Erklärung, Folgendes zu bemerken. Es lag mir ferne, „interessant“ sein, nach Effekt haschen zu wollen. Hätte ich das gewollt, so wäre mir eine reiche Fülle von heiteren und ernsten Erlebnissen zum Einflechten zu Gebote gestanden. Ich hätte hier einen Zug aus dem leichten Pariserleben, dort eine Erinnerung aus dem ernsten England, wo ich einen Teil meiner Jugend verlebte, anbringen können. Schöne und stürmische Seereisen mit allerlei Volk hätten mit einsamen Ritten im Urwalde, mit Abenteuern mit Schlangen und Tigern abwechseln können. Ich hätte gelegentlich vom afrikanischen Neger als Sklaven, vom deutschen Kolonisten in seiner elenden Hütte und seiner „letzten Hose, die nur noch bis an die Knie reichte,“ oder von dem jungen Kaufmann, der arm, aber glücklich im fremden Lande ankommt und nach zehn Jahren mit einer Million, aber tief unglücklich in seiner Familie heimkehrt, reden können. Ich hätte

jenen brasilianischen Geistlichen im Innern, der mich mit lateinischer Ansprache begrüßte, mich herzlich aufnahm und mir erzählte, dass er den Schiller in's Portugiesische übersetze, oder den anderen faulen Kaplan, der immer unter dem Portale des kaiserlichen Palastes, in dem ich fünf Mal vor dem Kaiser in Audienz stand, saß und schlief, schildern können. Auch eine reiche Auswahl verkommener Existenzen, vom deutschen Doktor der Philosophie bis zu Sprösslingen altbekannter Adels- und Heldengeschlechter Deutschlands, bald in tiefster Not, bald im verkommensten, blasiertesten Pfauenhochmute, wären mir zu Gebote gestanden, nebst vielen ernsten, ergreifenden und auch komischen Situationen.

Warum habe ich von solchem Material keinen Gebrauch gemacht? Wohl musste ich mir da und dort Zwang antun, davon abzustehen. Aber ich wollte eben weder Reisebilder, noch Erinnerungen, sondern einfach Jakobs Leben im Lichte unserer Zeit und zwar für „moderne Ohren“ schreiben.

Ob mir der Herr Muße und Kraft schenkt, auch einmal meine Erinnerungen aufzuzeichnen, liegt in seiner Hand.

Dankbar wäre ich aber dem letzten Rezensenten gewesen, wenn er mir hätte andeuten wollen, wo ich hätte den Sprung wagen sollen, auch noch von Kirche, Abendmahl u.s.w. in meinem Büchlein zu reden, ohne noch weiter seinem Tadel über „Exkurse“ zu verfallen.

Ist mein Büchlein „interessanter“ geworden, als es manchen lieben Christen billig scheint, so mögen sie das mit einer Art entschuldigen, die nun eben so geworden ist. Man wird eben nicht zwanzig Jahre als Pfarrer in der Fremde herumgeführt, ohne davon beeinflusst zu werden.

Möge der Herr alles Menschliche in meinem Büchlein mit seiner Gnade bedecken; alles aber, was zur Forderung, „zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ dient, ferner freundlich segnen.

Lausanne, im Dezember 1880

Der Verfasser

Wort zur dritten **A**uflage.

Zum dritten Male soll ich meinem Büchlein ein Begleitschreiben für seine Reise in die Welt mitgeben. Viel rascher, als ich hoffen durfte, hat es zwei Reisen vollendet und ist unter des Herrn freundlicher Leitung weiter gekommen, als ich es bei seinem ersten Absenden ahnen konnte. Weit über die Länder deutscher Zunge hinaus hat es seinen Weg und freundliche bleibende Aufnahme gesunden. In französischer, schwedischer und dänischer Sprache ist es bereits erschienen und in der englischen wird es wohl bald erscheinen können. Von Nord- und Südamerika, von Spanien und Palästina hat es mir sein Dasein mit oft recht herzlichen Dankesworten durch mir meist unbekannte Freunde melden lassen. Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte, und stimmt mich zu innigem Danke gegen den Herrn. Möge der gnädige Segen unseres barmherzigen Gottes auch auf dieser dritten Auflage ruhen und sie vielen Menschen zur Ermunterung und zum Troste setzen!

Lausanne, im Oktober 1882

C. Wagner-Groben, Pfarrer

I.

Ein Familienbild aus der Vorzeit.

1. Mose 25,27.28

Und als nun die Knaben groß wurden, wurde Esau ein Jäger und streifte auf dem Felde umher, Jakob aber ein frommer Mann und blieb bei den Zelten. Und Isaak hatte Esau lieb und aß gern von seinem Wildbret; Rebekka aber hatte Jakob lieb.

1. Was wollen wir!

Wir wollen die Geschichte des Jakob im Lichte unserer Zeit und zu Nutz und Frommen unseres Lebens betrachten. Es gibt kaum ein zweites Lebensbild in der heiligen Schrift, das so lehrreich ist, wie das des Jakob. Wir sehen da die menschliche Sünde und Gottes Erbarmen in beständigem Kampfe. Der Mensch schlägt sich Wunden aus Mangel an Gottvertrauen, durch beständigen Ungehorsam in kleinen Dingen; er glaubt den Willen Gottes machen zu können, oder Gott zur Erfüllung seiner Verheißungen nachhelfen zu müssen. Gott heilt diese Wunden wieder, aber durch schmerzliche Kuren. Er lässt sich sein Erziehungswerk nicht zerstören; er hat Geduld, übt Langmut, fasst immer wieder an, hebt von Stufe zu Stufe empor, bis er endlich aus einem Jakob einen Israel gemacht hat. Und das alles durch viel Leid, durch viel Demütigung, durch Zerschneiden und Zerschlagen des natürlichen Menschen.

Die Führung des Volkes Israel aus Ägypten durch die Wüste nach Kanaan wird mit Recht als ein Bild des Wandels des Christen über die Erde dargestellt. Das Leben der Väter enthält aber schon die Grundzüge der Führung des Volkes Israel und auch unseres Lebens. Wir sollen durch den Glauben Abrahamskinder werden. Als solche werden wir nicht geboren, sondern wir müssen dazu erzogen werden. Das Erziehen ist ein schweres Amt. Dazu gehört viel Geduld, Liebe und Ernst. Aber das Erzogenwerden ist auch nicht leicht, besonders bei so grundbösen Heiligen, wie Jakob einer war, und wie es deren heute noch so viele gibt. Da geht es nicht scherzhaft zu, sondern oft durch bitteren Ernst, durch viel Tränen. Wie viel Herzeleid hätte Jakob sich ersparen können, wenn er mit mehr Gehorsam und Treue, mit mehr Gottvertrauen gewandelt wäre! Und wie viel Kummer und Leid könnten wir uns ersparen, wenn wir mehr aus Jakobs Leben und unsern bisherigen Führungen lernen möchten! Wir werden sehen, wie langsam bei Jakob das Lernen in der Schule Gottes ging, wie eigenwillig und vergesslich er war. Jeder andere Lehrmeister hätte die Geduld mit ihm verloren. Gott aber hat doch schließlich noch etwas Rechtes bei ihm zu Stande gebracht. Möge es ihm auch bei uns gelingen! Möge auch diese Lektüre bei dir dazu beitragen!

Ehe wir aber in Isaaks Zelt einen Besuch machen und der Rebekka Haushaltung uns ansehen, müssen wir noch einen andern Gedanken hier in der Einleitung an den Mann bringen, nämlich den:

2. *Wie man ein wirklich und nachhaltig berühmter Mann werden kann.*

Das ist anerkannter Maßen keine so leichte Sache. Die meisten berühmten Menschen wurden es, ohne es zu wollen, und die meisten, die es wollten, erreichten es nicht. Der Hang, berühmt zu werden, steckt aber vielen Leuten tiefer im Herzen, als sie glauben. Daher wollen wir uns hier klar machen, warum Jakob und so mancher seines Gleichen bis auf den heutigen Tag so berühmt ist, dass jedes Schulkind seinen Namen weiß. Jakob ist im höchsten Sinne des Wortes eine weltberühmte Person. Und dabei beschränke ich den Ausdruck Welt nicht auf unsere Erde und ihre Bewohner allein.

Schon als Knabe fiel mir auf, dass in der biblischen Geschichte so viel von Abraham, Isaak und Jakob die Rede ist. Ich konnte die Wichtigkeit nicht recht begreifen. Entweder hat man sie uns nicht erklärt, oder ich habe nicht aufgepasst. Dass David so viel von sich reden macht, das begriff ich leichter. Der war ein tapferer Kriegsheld, hat es sogar vom Hirtenknaben bis zum König gebracht, war nebenbei ein guter Harfenspieler, und zwar ohne ein Konservatorium besucht zu haben, und zugleich ein vorzüglicher Dichter. Sein 23. Psalm hat mich schon sehr früh gepackt, und Paul Gerhardts herrliches Lied: „Befiehl du deine Wege etc.“ machte mir schon frühe auch den 37. Psalm sehr lieb. Aber an Abraham, an Isaak, an Jakob konnte ich mit dem besten Willen nichts Großes entdecken. Im Gegenteil, da wimmelte es von Dingen, die eher zu ihren Ungunsten sprachen. Isaak schien mir ein gutmütiger, aber schwacher Mann zu sein, der gerne Wildpret aß; Jakob ein schlauer, verschlagener Bursche, der kein Mittel scheute, zu seinem Ziel zu gelangen. Dem Abraham rechnete ich sein Handeln gegen Lot zwar hoch an; aber er log ein paar Mal recht stark, das gefiel mir nicht. Ich wusste zwar, dass von Abraham geschrieben steht: „Er glaubte dem Herrn;“ aber das konnte ich ihm nicht hoch anrechnen; denn das schien mir, als Kind, das Allereinfachste und leichteste zu sein, etwas, das ja alle Menschen tun; etwas, das sich von selbst versteht.

Ja, in der Tat, bei Kindern versteht sich der Glaube von selbst. Darum heißt es auch, „ihrer ist das Himmelreich.“ – Als einst im lieben Schwabenlande nach langer Trockenheit ein Dorfpfarrer eine „Gebetsstunde um Regen“ anordnete, kam ein Kind beim schönsten Wetter mit einem großen Regenschirm in die Kirche. Man fragte es lachend, was es denn mit dem großen Regenschirm wolle? Da sagte es verwundert: „Wir beten ja jetzt um Regen; wenn wir dann heimgehen, so möchte ich nicht, dass mein Sonntagskleid nass wird.“ – Ein Kind kann eben nicht begreifen, dass man den lieben Gott um etwas Notwendiges ernstlich bitten könne, ohne es zu empfangen, während viele erwachsene Christen oft recht erstaunt wären, wenn sie wirklich das empfangen, um was sie bitten. Sie bitten, und erwarten nichts. Es nistet sich eben ein tiefer Unglaube nach und nach in jedes Herz ein, und auch beim Gläubigwerden bleibt öfters der Glaube leicht, wie eine Ähre ohne Körner.

Heute urteile ich anders über die drei Patriarchen. Ihre Schwachheiten sind mir minder anstößig im Lichte meines eigenen Lebens; aber das »r glaubte dem HErrn« steht so groß, so erhaben, so einzig vor meiner Seele, dass ich ohne Zaudern den Abraham als den Vater der Gläubigen, d. h. als den größten aller Helden gelten lasse. Er hat das Schwerste, was es auf Erden zu lernen gibt, gelernt und zwar gut gelernt; er hat das Größte, was den Menschen auf Erden als Aufgabe gestellt ist, geleistet; – er hat Glauben gehalten so, dass er noch von keinem Andern übertroffen wurde, ausgenommen den einzig Einen.

In der Ewigkeit werden wir mit anderem Maßstab messen und gemessen werden, als auf Erden. Es gibt eine zweifache Weltgeschichte, die, welche die Menschen auf Erden schreiben, und die, welche im Himmel geschrieben wird. In dieser wird mancher nicht stehen, der in jener eine große Rolle spielt, und umgekehrt. Dieses himmlische Geschichtsbuch in Biographien wird, wenn es einst aufgetan wird, viel Staunen erregen. Im Worte Gottes haben wir einen kleinen Anfang davon. Da finden wir eine große Anzahl von Menschen von Seth bis auf Paulus, deren Namen auf Erden und im Himmel unbekannt geblieben wären, wenn sie nicht mit Gott in Glaubensgemeinschaft getreten wären. Dadurch aber haben sie auf Erden und im Himmel weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt. Dabei denke ich nicht bloß an die bedeutenden Männer der Bibel, sondern ich denke auch an Leute, wie das kanaänische Weib. Item, wer ein großer und berühmter Mensch werden will, der trete mit Buße und Glauben in immer innigere Gemeinschaft mit dem König der Könige, dann wird einst sein Ruhm hervorbrechen wie der Mittag, und sein Licht wie der Sterne Glanz immer und ewig.

3. *Blicke in Isaaks und der Rebekka Haushaltung.*

① Kinderlosigkeit und Kindersegen: einst und jetzt.

Dem Abraham wurde von Gott geoffenbart, dass durch Isaak und dessen Nachkommen die große Verheißung sich erfüllen sollte: „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde.“ Isaak heiratete, als er 40 Jahre alt war. Er heiratete nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Willen seines Vaters und unter spezieller Leitung Gottes, wie die für alle Zeiten musterhafte Brautwerbung des Elieser dartut. Zwanzig Jahre lang blieb seine Ehe kinderlos. Da warf er sich auf's Gebet, und das half. – Wir wollen uns hier en passant nur die wichtige Lehre merken, dass, wenn auch eine Verheißung Gottes für uns dasteht, wir dennoch darum beten, oft mit Gott um deren Erfüllung ringen müssen.

In Israel galt aber Kinderlosigkeit als Unsegen, Kinderreichtum als Segen. „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk“ (Ps. 127,3). So lehrt die heilige Schrift. Darüber hat sich nun die Ansicht in unserer Zeit merkwürdig verändert. Wenn auch, wenigstens unter dem Volke deutscher Zunge, die Ehegatten selten sind, die am liebsten gar kein Kind wollen, so sind doch auch da leider die allermeisten schon unzufrieden, wenn die Kinderzahl einmal anfängt, drei zu überschreiten. Ebenso kindisch mancher Vater sich über sein Erstgeborenes freut, ebenso mürrisch und oft roh empfängt er das Sechste oder Achte. Wie manches arme Kind muss von Anfang an fühlen, dass man es nicht erwartet, nicht gewollt hat, dass es zu viel ist. Und das nicht etwa bloß bei armen Leuten, sondern auch bei reichen und sogenannten Gebildeten. – Als ich vor vielen Jahren einmal in meine Heimat kam, begegnete ich einer Frau, die früher bei meinen Eltern Magd war, sich aber indessen an einen armen Bauernbuben verheiratet hatte. Sie trug ein Bündel Gras auf dem Rücken. Ich fragte nach ihrem Ergehen. Da klagte sie sofort, es gehe ihr schlecht, sie habe zu viele Kinder. Als ich ihr sagte, Kinder seien ein Segen, so meinte sie, es sei nur schlimm, dass sie diesen Segen habe, und andere Leute hätten ändern. Diese arme Frau hätte sich über einen Ochsen oder eine Kuh zehnmal mehr gefreut, als über ein Kind. Sie ist aber darin nicht allein. Tausende von Eltern stehen ganz auf demselben Standpunkt. Das ist aber ein recht trauriges und schmerzliches Zeugnis für die Menschheit und besonders für die Christenheit unserer Tage.

Wie denn, – sollte es nicht mehr gelten, dass Kinder eine Gabe, ein Geschenk Gottes sind? Doch, es gilt noch! Und wir wollen uns über dieses Wort des Herrn freuen und ihm auch dafür danken! Wollen uns auch hüten, nicht über Gottes Gaben zu murren, wir möchten sie uns sonst zum Unsegen umwandeln.

Fragen wir aber nach der Ursache dieses traurigen Zustandes, so könnten wir versucht sein, ein langes Kapitel darüber zu schreiben. Allerdings bringen Kinder Sorgen, Mühe, Verantwortlichkeit in's Haus; aber so war es ja zu allen Zeiten. Dass aber früher Kinder leichter zu erziehen waren, weil sie bescheidener erzogen wurden, als jetzt, darüber sollten wir uns nicht beklagen, denn daran sind wir ja eben selbst schuld. In seiner Familie ist ja, Gottlob, jeder Vater noch Souverän, d. h. kann es machen, wie er will. Wer aber meint, er müsse anderen Leuten nachmachen, auch wenn er sich damit das Leben sauer und friedlos macht, der ist nicht nur kein selbständiger Mann, sondern der ist ein Narr.

Die tiefste Ursache aber ist darin zu suchen, dass man das Leben überhaupt und auch die Gottesgabe der Kinder zu wenig vom Standpunkte der Ewigkeit aus ansieht. Welch' unschätzbaren Wert bekommt doch ein Kind in den Augen der Eltern, – auch wenn es das zehnte ist, – wenn sie sich gläubig sagen, dass dieses ihr Kind zugleich ein Kind Gottes ist, das sie als eine Pflanze des Reiches Gottes pflegen und erziehen sollen! Ja, solche Eltern dürfen sich von Gott geehrt fühlen, wenn er ihnen viele Kinder anvertraut. Wie wird sich einst manche Mutter, deren Wunsch, nur wenige Kinder zu haben, erfüllt wurde, und die sich entsetzte über den Kinderhaufen und die Last ihrer Nachbarin, wie wird sie sich einst schämen, wenn sie sehen wird, Welch' große Arbeit diese belastete Nachbarin für die Ewigkeit getan hat. Dort werden wir auch über diese Sache anders denken, als man es hienieden zu tun gewohnt ist. Möchten aber besonders die Christen anfangen, in diesem Stücke mehr biblisch zu denken und zu handeln. Es bleibt dabei, Kinder sind eine Gabe Gottes, und Gott gibt nur gute Gaben. Verderben wir sie nicht, es ist ein Segen darinnen.

Ich kann dieses Thema nicht verlassen, ohne noch eine Erfahrung zu erzählen, die ich erst kürzlich machte, und die mir ein recht wohlthuender Lichtblick war in der allgemeinen Kinderscheu. Eine Arbeitersfrau, die noch nicht lange mit ihrem braven Manne in meine Gemeinde gezogen war, kam zu mir wegen Schulangelegenheiten. Ich fragte sie, wie viele Kinder sie habe? Da verklärte sich das Gesicht der noch jungen Frau, und freudestrahlend gab sie mir zur Antwort: „Ich hab' dreizehn lebige.“ Als ich ausrief: „Ha, Welch' ein Segen!“ da lachte sie herzlich und sagte, sie freue sich auch darüber; sie seien, Gottlob, alle gesund, und an Brot habe es ihnen der liebe Gott auch noch nicht fehlen lassen. – Ich ging in mein Zimmer und dankte Gott. Denn diese Frau erschien mir wie eine Heldin. Es ist darin auch ein Heldentum. Wie beschämt doch eine solche Mutter, die ohne Magd 13 Kinder erzieht und von dem mäßigen Taglohn ihres Mannes lebt und dabei glücklich und froh ist, – wie beschämt sie doch so manche Frau, die mit der Hälfte Kinder, mit zwei bis drei Mägden und Mitteln genug, sich für unglücklich hält, weil sie so viele Kinder hat!

Doch nun wieder in Isaaks Zelt zurück. Da wollen wir uns zunächst die beiden Knaben, „die groß geworden,“ und ihren Charakter ansehen.

② Esau und Jakob, oder der Jäger und der „Stubenhocker.“

Unsere Erde ist von Alters her ein Schauplatz der Wunder des allmächtigen Gottes gewesen, und ist es heute noch. Es gibt der Wunder mehr, als manche glauben und als die meisten sehen. Ist es nicht etwas erstaunlich Wunderbares, dass wir unter den etwa

zwölfhundert Millionen Menschen auf Erden auch nicht zwei finden, die sich völlig gleichen? Auf der kleinen Scheibe des menschlichen Angesichts weiß unser Gott eine solche Verschiedenheit auszudrücken! Das soll ihm einmal ein Maler nachmachen! Ich glaube sogar, dass von den vielen Milliarden Menschen, die über die Erde gingen, keiner dem andern absolut gleich sah. – Wie es aber äußerlich mit den Menschen ist, so ist es auch innerlich. Jeder hat seine besondere Physiognomie, seinen besondern Charakter. Und wie grundverschieden sind sie oft, selbst unter Geschwistern. Da könnte gewiss mancher Vater dem „Kain und Abel,“ „Jakob und Esau,“ seine „Michel und Johann“ etc. anreihen.

Wer macht denn des Menschen Charakter?

Sind wir dafür verantwortlich oder andere? Ist unser böser Charakter für uns eine Entschuldigung oder eine Anklage? Das ist gewiss eine interessante und beherzigenswerte Frage. – Ich habe nicht die Anmaßung, diese psychologische Frage endgültig entscheiden zu wollen, will aber doch meine Gedanken rund und offen heraus sagen. – Ich glaube, dass unser Gott den Grundstoff dazu liefert, dass dieser Grundstoff durch Erziehung und Umgebung beeinflusst oder versetzt wird, und dass schließlich das Individuum aus diesem göttlichen und gut oder böse beeinflussten Stoffe sich seinen Charakter bildet. Damit wird mir das schwierige Wort des Herrn begreiflich: „Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset“ (Mal. 1,2.3). Denn unser Gott liebt und hasst nicht aus Willkür, wie die Menschen. Der göttliche Grundstoff in Esaus Wesen war männliche Energie, welche, wenn sie durch Hingabe an Gott geheiligt worden wäre, einen Mann wie Moses oder Elias hätte geben können.

Esau, sagt die Schrift, war ein Feldmann, – jedoch nicht in dem Sinne, dass er mit Vorliebe das Feld bebaut hätte, sondern er zog ein wildes, unstetes Jägerleben dem stillen, friedlichen Hirtenleben der Patriarchen vor. Ungöttlicher Sinn, Neigung zu heidnischem Wesen, wildes Herumschweifen wurde der Grundzug seines Wesens.

Ganz anders war es bei Jakob. „Er blieb in den Hütten.“ Während Esau „mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal“ streifte, blieb Jakob „zu Hause“ sitzen. Das gefiel aber dem Vater Isaak nicht sonderlich. Ihm sagte das mutige Wesen des Esau mehr zu, und er freute sich gewiss oft mit väterlichem Stolze, wenn Esau von seinen Streifzügen heimkehrte und seine kühnen Abenteuer erzählte. Da wird wohl mancher Scherz über den Stubenhocker Jakob laut geworden sein. – Auch darin ist Isaak nicht allein. Die meisten Väter gleichen ihm bis in unsere Zeit herein auf's Haar. Ein Sohn, der nicht schon als Kind gerne mit Säbel, Gewehr und Pferd spielt, der, wenn er konfirmiert ist, nicht raucht, nicht in's Wirtshaus geht, nicht tanzen kann u.s.w., ein solcher Sohn macht vielen Vätern keine Freude.

Wir sind entschieden für die Knaben eingenommen, die gerne „in der Hütte“ bleiben, wenn wir auch nicht glauben oder behaupten möchten, dass alle Stubenhocker deshalb schon besser seien, als die andern. Wir möchten nicht einmal deshalb alle schon als gute Menschen überhaupt bezeichnen. Es kommt natürlich auf die Ursache des Zuhause-Bleibens an. Immerhin aber hat diese Neigung zur Stille etwas Löbliches gegenüber dem immer mehr einreißenden Hang unserer jungen Männerwelt zu einem lustigen, leichtfertigen Weltleben. Es gehört ja gewiss in unserer Zeit viel mehr Charakter und Mut dazu, seine Abende und Sonntage für sich in der Stille zu verleben, als sich von dem allgemeinen Strom der Männerwelt in ein brutales Vergnügungsleben hineinziehen zu lassen. Soll aber aus einem Menschen etwas Rechtes vor Gott, etwas innerlich, göttlich Großes werden, so ist ein Leben in der Stille

absolute Vorbedingung dazu. Hierzu liefert die Bibel und die Erfahrung Beweise in Fülle. Im wilden Geräusche des Weltwesens kann Gott nicht am Menschenherzen seine Arbeit tun.

Was hat aber wohl den Jakob in der Hütte festgehalten? Womit hat er sich wohl beschäftigt? – Ich kann mir den Jakob als Knaben, nach allein, was wir von ihm wissen, nicht anders denken, als im schattigen Zelte, oder im kühlen Haine zu den Füßen seines Großvaters Abraham sitzend und mit sinnender Begierde dessen Erzählungen lauschend. Der Herr sagte von Abraham: „Ich kenne ihn, dass er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, dass sie des Herrn Wege halten, und tun, was recht und gut ist.“ Da wird Abraham im Kreise seiner Kinder erzählt haben von der Schöpfung, vom Paradiese, vom Sündenfall und Sündenverderben, von Gottes Gerichten und Erbarmen seit zweitausend Jahren. Er wird erzählt haben, wie Gott ihn selbst gesucht, erzogen, erwählt, geführt, gestraft und gesegnet hatte. Seine Glaubenskämpfe, Glaubensprüfungen, Niederlagen und Siege, im Besonderen aber die unausdenklich herrlichen Verheißungen für ihn und seine Nachkommen, und durch sie für alle Völker der Erde, werden immer neuen Stoff zu solch köstlichen Unterhaltungen geliefert haben. Und Jakob, mit welcher Begierde wird er alles in sich aufgenommen haben! Wie wird er es still für sich überdacht und verarbeitet haben! Eine neue Welt göttlicher Liebe und väterlichen Erbarmens, eine Zukunft voll Segen und Glück, ein Ahnen ewiger, seliger Dinge wird sein Herz je mehr und mehr erfüllt und bewegt haben. Da werden auch oft in seinem Herzen Bewegungen laut geworden sein, wie die, welche ein Dichter in die Worte fasste:

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Dass Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Tertullian hat recht, wenn er sagt, dass die Seele des Menschen von Natur eine Christin sei. Der Herr Jesus wollte ungefähr dasselbe sagen, wenn er den Kindern das Himmelreich zusprach. Erzählet euren Kindern von der Liebe ihres Heilandes, von der ewigen Heimat bei ihrem Vater im Himmel, von ihrer großen Bestimmung u.s.w., und ihr werdet sehen, welches Glück sich über ihr Angesicht ausbreitet. Das ist es, wonach das unbestimmte Sehnen des kindlichen Herzens geht. Würden christliche Eltern das mehr üben, so würden auch die Kinder lieber in der Hütte bleiben, und manches Herzeleid bliebe ihnen, den Eltern und den Kindern, erspart.

Der irdische Segen des Zu-Hause-Bleibens tritt aber erst später recht hervor in einem frohen Familienleben. Wirkliches Familienleben ist selten und wird immer seltener. Der Mann ist den ganzen Tag abwesend, weil es seine Geschäfte so erheischen. Kaum aber hat er zu Abend gegessen, so geht er wieder – „in Gesellschaft.“ Das, meint er, brauche er als Mann. Ursache davon ist aber, dass er keinen Sinn für ein stilles, edles Familienleben hat, weil er von Jugend auf nicht „zur Hütte“ gewöhnt wurde, und es ihn nun dort langweilt. Er ist dabei nicht glücklich. Tief unglücklich aber ist dadurch oft das einsame, viel geplagte Weib.

⑤ Sympathie und Antipathie.

„Und Isaak hatte Esau lieb, denn er aß gerne von seinem Wildpret; Rebekka aber hatte Jakob lieb.“ Tout comme chez nous, würde hier ein Franzose sagen. Wie nüchtern und wahr schildert doch die heilige Schrift ihre Helden! Eine solche kurze Bemerkung sagt mehr, als manche ausführliche Lebensbeschreibung oder Familienchronik, – sie lässt tief blicken. Wir sehen daraus nicht nur ein Verhältnis zweier Gatten zu einander, wie es nicht sein sollte, sondern auch ihr verkehrtes Verhalten zu ihren Kindern.

Dem milden Isaak könnte man seine Vorliebe für Esau, den erstgeborenen männlichen, energischen Sohn, in dessen Wesen er fand, was ihm selbst mangelte, verzeihen, wenn die fatale Bemerkung nicht dastünde: „denn er aß gerne von seinem Wildpret.“ Aber nach dieser Erklärung lässt sich Isaak nicht weiß waschen. Dies um so weniger, da er wohl wusste, dass das Erstgeburtsrecht von Gott dem Jakob zugesprochen war. Da steht nun ein guter Vater, ein gläubiger Gottesmann vor uns mit einer recht menschlichen Schwachheit, einer fleischlichen, sündigen Vorliebe für seinen unwürdigen Sohn im Herzen, und zwar wegen des Wildprets. Isaak wurde wegen dieser sündigen Schwachheit nicht von Gott verworfen; aber er hat sich und seiner Familie dadurch viel Herzeleid bereitet. Vielleicht war er selbst zu Esaus späterem Ausarten durch seine Vorliebe, die ja immer mit sündiger Nachsicht verbunden ist, nicht ganz unschuldig. Er hat jedenfalls an Esau mit Schmerzen geerntet, was er mit nachsichtiger Schwäche gesät hatte. Durch ungerechte Vorliebe für ein Kind werden aber immer auch die andern Glieder des Hauses verletzt. Isaak scheint damit besonders die Rebekka verletzt zu haben. Auch von dieser Seite ist ihm seine Schwachheit mit viel Bitterem vergolten worden.

Was hätte nun nicht dieses Beispiel aus Isaaks Leben seit viertausend Jahren unter allerlei Vätern Gutes wirken können, wenn sie hätten darauf merken wollen! Es gibt gewiss nur wenige Familien, wo sich nicht dieser Geist der sündigen Vorliebe, wenn auch nicht immer in so hässlicher Form und aus so niedrigen Ursachen, einschleicht. Auch Christen sind nicht frei davon. Und wie viel wurde dadurch schon geschadet! Wie wird jede ernste Erziehung dadurch vernichtet! Des Vaters Liebling flüchtet sich zum Vater, gewiss, dass er dort gegen die beleidigte und zur Strafe gerüstete Mutter Schutz findet – und umgekehrt. Kinder haben ein feines Gefühl für die schwachen Seiten ihrer Eltern und wissen sie auszubeuten. Ja, wie oft sind gerade diese Dinge Ursache so mancher Dissonanz zwischen den Eltern selbst. Nur in dem Maße, als wir selbst und die uns anziehenden oder abstoßenden Eigentümlichkeiten unserer Kinder geheiligt werden, wird auch die ungöttliche Vorliebe mit ihren verderblichen Folgen aus unseren Familien verschwinden, und liebliche Harmonie an die Stelle beständiger Dissonanzen treten. Das ungefähr soll Isaaks Geschichte in diesem Stücke uns lehren.

„Rebekka aber hatte Jakob lieb.“ Das war ganz natürlich. Wo nur zwei Kinder in der Familie sind, und der Vater bevorzugt das Eine, da wird das Andere eben so stark zur Mutter hingetrieben, als von ihr mit Erbarmen an sich gesogen. Wir wollen nicht untersuchen, welche Vorliebe im allgemeinen schädlicher ist, die väterliche oder die mütterliche. Genug ist, dass beide schädlich sind. Dagegen wollen wir offen gestehen, dass wir in dem speziellen Falle, der uns beschäftigt, die Rebekka für weniger tadelnswert ansehen, als den Isaak. Wie viel auch immer bei ihrer Vorliebe für Jakob das Mitleid mit dem vom Vater zurückgesetzten Kinde getan haben mochte, es war nicht der eigentliche Grund, wenigstens nicht der einzige Grund davon. Rebekka hatte für ihre Vorliebe eine sehr wichtige Ursache, und wir müssen uns wundern, dass um dieser großen Ursache willen nicht auch Isaak den Jakob lieber hatte. Die Vorliebe beider Eltern für diesen Sohn

hätten wir begreiflicher finden müssen, als Isaaks Vorliebe für Esau. Isaak stand nicht auf Rebekka's Seite, dagegen stand Gott auf ihrer Seite. Denn auch er hat Jakob geliebt und ihn dem Esau vorgezogen. Und das war für Rebekka die Hauptursache. Sie hielt an dem ihr geoffenbarten Gottesworte fest, dass auf Jakob der Verheißungssegens ruhen sollte. Sie sah in ihm den Liebling Gottes, den Träger der Verheißungen, den Besitzer des Landes Kanaan. Sie sah Gottes Arbeit in seinem Herzen, seinen stillen Wandel, seine Liebe zum Herrn, seine Freude an Gottes Verheißungen, seine Abneigung gegen weltliches Treiben, sein Gebet. Sie sah den immer mehr hervortretenden Gegensatz zwischen dem leichtfertigen Esau und dem ernstesten Jakob, – was Wunder, dass sie ihn liebte und bevorzugte? – Wir wollen sie nicht entschuldigen. Ihre Vorliebe war auch mit menschlicher Schwachheit verbunden und riss sie zu sündigem Handeln hin. Esau war auch ihr Kind, und mit etwas mehr mütterlicher Liebe hätte sie wohl etwas Besseres aus ihm machen können, als aus ihm geworden ist. Aber ihre Vorliebe für Jakob ist uns begreiflicher, als die des Isaak für Esau. Beide stehen aber hier vor uns als Warnung für unser Familienleben. In jedem Kinde ist etwas Göttliches, das wir lieben dürfen und sollen. Aber es muss durch uns geweckt, gepflegt und ausgebildet werden. Aus sündiger Neigung aber sündige Züge an den Kindern zu lieben, zieht die Sünde groß und bringt eitel Herzeleid.

II.

Der Handel um die Erstgeburt.

1. Mose 25,29 – 34

Und Jakob kochte ein Gericht. Da kam Esau vom Felde, und war müde und sprach zu Jakob: Lass mich kosten das rote Gericht, denn ich bin müde. Aber Jakob sprach: Verkaufe mir heute deine Erstgeburt. Esau antwortete: Siehe, ich muss doch sterben, was soll mir denn die Erstgeburt? Jakob sprach: So schwöre mir heute. Und er schwur ihm, und verkaufte also dem Jakob seine Erstgeburt. Da gab ihm Jakob Brot und das Linsengericht, und er aß und trank, und stand auf, und ging davon. Also verachtete Esau seine Erstgeburt.

1. Einsatz und Gewinn, oder Erstgeburtsrecht und Linsengericht.

Das Erstgeburtsrecht hatte zwei Seiten, eine äußerliche und innerliche, eine irdische und ewige. Äußerlich bestand sein Vorzug in dem Prinzipat über die Familie und den Stamm, sowie auch in dem doppelten Anteil an dem Erbe des Vaters. Der Erstgeborne war Familienhaupt, Fürst und Richter des Stammes, „der Oberste im Reich.“

Das innere Vorrecht bestand darin, dass der Erstgeborne dem Herrn heilig war, gelöst werden musste, Familienpriester und Prophet des Hauses sein sollte. Er ward der Mittler zwischen Gott und der Familie. Noch wichtiger aber ist, dass er der Träger des Segens Abrahams war, der ihm den Besitz des verheißenen Landes zusprach und ihn zum Segensträger für alle Völker der Erde machte. Wahrlich, über ein solch königlich-göttliches Vorrecht hatte nie ein Mensch auf der ganzen weiten Erde zu verfügen. Abgesehen von allem äußerlichen Wert des Erstgeburtsrechtes, den doch sonst die Menschen nicht so leicht verachten, war der erstgeborne Patriarchensohn der Träger und Vermittler der unausdenklich herrlichen Friedensgedanken unsers Gottes über die gefallene Menschheit. Er war ein Mensch von einzigartiger Bedeutung unter allen Menschen auf Erden, ein Mensch von einzigartiger Stellung zu Gott, – ein Liebling Gottes, weil Träger seiner Liebesabsichten, ein Mensch vom höchsten Adel und größter Auszeichnung unter allen Menschen. Wer möchte es unternehmen, den Vorzug, ja die Herrlichkeit einer solchen Stellung nach allen Seiten würdig zu schildern? Reicht doch ihre Bedeutung durch alle Jahrtausende hindurch, bis in die Ewigkeit hinein!

Esau war als Erstgeborne im natürlichen Besitze dieser hohen Vorrechte, und er wusste das. Aber er hatte keinen Sinn für diese Herrlichkeit. Er achtete ihren Wert für so gering, dass er sie verkaufte – um ein Linsengericht. So lange die Welt steht, ist noch nie – äußerlich betrachtet – ein so ungleicher Handel, ein so leichtsinniger Kauf abgeschlossen worden. Nie hat sonst ein Narr gelebt, der ein Königreich und eine einzigartige Weltstellung von sich und seinem Stamm um so niedrigen Preis weggeworfen hätte. Ein Linsengericht, d. h. eine gewöhnliche, gemeine Speise, zur Befriedigung eines

augenblicklichen Bedürfnisses zur Stillung einer momentanen Lust, war der ganze Gewinn für den ungeheuren Einsatz!

Wenn man den, der ein schönes Erbgut rasch vergeudet, mit Recht einen leichtsinnigen Menschen nennt, so war Esau einer der leichtsinnigsten, die je gelebt haben. Von diesem Vorwurf ist er nicht zu reinigen, was immer man zu seiner Entschuldigung anführen mag. Ein Zug niederer Sinnlichkeit ging durch sein Wesen und zog ihn herab, raubte ihm den Blick für geistige Güter und ewige Ideale, so dass für ihn nur das noch wert hatte, was man genießen kann, was das Fleisch befriedigt.

Wie ganz anders steht Jakob da. Zwar ist es nichts weniger als löblich an ihm, dass er diesen ungleichen Handel provoziert und eingeht, dass er die schwache Seite und die augenblickliche Stimmung Esaus so unschön ausnützt. Es zeugt das von noch viel selbstsüchtigem, ungeheiltem Wesen seines Charakters. Allein es legt doch auch Zeugnis davon ab, dass sein Sinn unablässig ans die großen Dinge gerichtet war, die mit der Erstgeburt verbunden waren. Eben in dem Maße, als Esau diese ewigen Güter gering schätzte, liebte sie Jakob mit der ganzen Leidenschaft eines ideal angelegten Herzens. Seine ganze jugendliche Liebe und Begeisterung, sein ganzes Dichten und Trachten, das ganze Sehnen und Wünschen seines Herzens war auf diesen Punkt gerichtet. Er wusste ohne Zweifel durch seine Mutter, dass ihm von Gott das Erstgeburtserbe zugedacht war. Allein er war des langen Wartens müde und wollte nun bei erster Gelegenheit auch äußerlich die Sache zur Klarheit bringen und vor Menschen sein Recht feststellen. Wir werden später sehen, wie wenig ihm diese Ungeduld und seine Selbsthilfe nützte, wie viel sie ihm dagegen schadete. Es ist zu allen Zeiten gut auf die Hilfe des Herrn harren. Mit Sorgen und mit Grämen Und selbstgemachter Pein Lässt Gott sich gar nichts nehmen: Es muss erbeten sein.

2. *Allerlei Gedanken für allerlei Leute.*

Die heilige Schrift sagt, diejenigen seien die rechten Abrahamskinder, die Abrahams Glauben haben. Demnach sind die, welche in Esaus Sinn wandeln, auch die eigentlichen Esauskinder. Die Geistesrichtungen erben sich seit Kain und Abel fort und haben zu allen Zeiten ihre Vertreter.

Die heilige Schrift spricht uns von einem Erstgeburtsrecht der Heiligen. Worin besteht es? Es besteht in der Gotteskindschaft und in einer Gotteserbschaft. Durch lebendigen Glauben an Christum, unsern Erlöser von Sünde und Schuld, werden wir in sein Leben eingepflanzt und seines Geistes teilhaftig. „Derselbe Geist gibt Zeugnis unserm Geiste, dass wir Gottes Kinder sind.“ Durch ihn können und dürfen wir rufen: „Abba, lieber Vater.“ Es gehört nun offenbar nicht viel Verstand dazu, um bei etwas Nachdenken zu erkennen, dass das doch etwas über alle Maßen Herrliches ist, dass wir hilflose, heimatlose, unglückliche Menschen mit dem heiligen, großen Gott in ein so nahes, inniges Verhältnis? treten dürfen, wie das eines Kindes zum Vater. Welch' eine Herrlichkeit, Welch' unausdenkbares Glück, Welch selige Hoffnung, Welch süßer Trost liegt doch in diesem Gedanken, in diesem Glauben, in diesem Bewusstsein! Dieses Verhältnis schließt kurzweg alles in sich, was der Mensch braucht für Zeit und Ewigkeit. Es ist der allerhöchste Adel, den es geben kann. Petrus bricht bei diesem Gedanken in seinem ersten Briefe in die Worte aus: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums.“ Und Johannes sagt: „Er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater.“ Das

Erstgeburtsrecht der Gotteskindschaft, das uns allen angeboten wird, enthält eine königliche Stellung, königliche Hoffnung, königliche Ehre und Herrlichkeit.

Dies ist aber nur eine Seite. Paulus sagt ferner im Römerbrief: „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi.“ Das ist auch ganz natürlich, denn was der Vater besitzt, gehört den Kindern. – Was haben wir uns aber unter diesem göttlichen Erbe zu denken? Was sagt die heilige Schrift davon?

Vor allem verspricht sie uns eine Heimat. Wir sind auf Erden Gäste und Fremdlinge und haben hier keine bleibende Wohnstatt. In der Zukunft liegt sie, und dort sollen wir sie suchen. Diese einfache Wahrheit des Wortes Gottes ist so handgreiflich wahr, dass auch der härteste Zweifler ihr nicht widersprechen kann. „Wir sind hier Fremdlinge und haben keine bleibende Statt.“ Zugleich trägt aber jeder Mensch den unverilgbaren Zug im Herzen, sich eine Heimat zu schaffen. Sei die Heimat auch noch so bescheiden; sei sie ein einfaches Kämmerlein, eine Blätterhütte, wenn es nur ein Ort der Ruhe vor der Welt ist. Dieser Zug ist so mächtig in jedes Menschen Herz, dass man sagen kann, das Heimatgefühl gehört zum Wesen des Menschen. So schön und herrlich aber auch die sogenannte irdische Heimat sein mag: befriedigt hat sie noch niemand. Auch die köstlichste Heimat auf Erden genügt dem Menschen nicht, wenn sie auch keinen andern Mangel hätte als den, dass sie eben nicht bleibt, dass sie vergänglich ist, und wir sie verlassen müssen. Wie schwer ist doch das Menschenherz zu befriedigen! Auf Erden ist noch kein einziges ganz gestillt und befriedigt worden. Die Bedürfnisse unseres Herzens weisen uns von selbst über diese Welt hinaus. In dieser Welt hat jeder Mensch, auch der glücklichste, ein Gefühl der Heimatlosigkeit. Dieses Gefühl kann stärker oder schwächer sein, kann selbst zeitweise ganz verdrängt werden; aber da ist es, und bricht oft Ungerufen wieder mächtig hervor. Wir sind eben nicht für die Fremde mit ihrem Leid und Weh, nicht für die Heimatlosigkeit, sondern für eine selige Heimat und ein großes Kindesglück geschaffen. Der Mensch mit seinem Leid, seinen Bedürfnissen, seinem ungestillten Sehnen ist selbst der beste Beweis für die Wahrheit der heiligen Schrift von einem ewigen Leben.

Eine Heimat also verspricht die heilige Schrift vor allem als göttliches Erbe. Und welch' eine Heimat! „Ein Haus nicht von Menschenhänden gemacht, einen Bau von Gott erbaut, der ewig, also bleibend ist im Himmel.“ Eine Wohnung im Vaterhause Gottes, eine vom Herrn bereitete Stätte. Johannes beschreibt uns in Offenbarung Kap. 21 die Gottesstadt ein wenig. Es ist dort das Herrlichste und Köstlichste, was die Erde bietet, zusammengestellt, um uns einen Eindruck zu geben von dem Glanze und der Herrlichkeit unserer ewigen Heimat. Gold, Perlen, Edelstein, Kristall sind als Material genannt, womit die heilige Schrift uns gewissermaßen auffordern will, das Reichste und Herrlichste, was die kühnste Phantasie zusammenstellen und sich einbilden kann, uns zu denken, um einen Begriff von der Pracht unserer bleibenden Wohnung, unserer wirklichen gottbestimmten Heimat zu bekommen. Wer sich die Mühe gibt, ein wenig zu studieren, was die heilige Schrift von unserer ewigen Heimat sagt, der kommt unwillkürlich dazu, dass er ausruft: Das ist es, was ich brauche, was ich begehre, was ich unbewusst suche, das befriedigt mich; wenn mir das zu Teil wird, dann bin ich glücklich.

Aber nicht nur die vollste Befriedigung des Heimatgefühls gehört zu unserem göttlichen Erbe, sondern noch eine Fülle anderer herrlicher Gaben. Wir wollen nicht davon reden, dass „sie dort weder hungern noch dürsten wird; dass nicht auf sie fallen wird die Sonne noch irgend eine Hitze; dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen; dass Gott selbst abwischen wird die Tränen von den Augen

derer, die geweint haben.“ Wir wollen auch nicht davon reden, dass „nicht dort hineingehen wird irgendein Gemeines, sondern nur solche, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes;“ – dass nur die edelsten Menschen, die über die Erde gingen, dort unsere Gesellschaft bilden werden; wollen nicht von dem Glücke des Wiedersehens unserer selig verstorbenen Lieben, nicht von der Ruhe des Volkes Gottes, „wo ihnen sein wird wie den Träumenden,“ noch von vielen andern köstlichen und tröstlichen Andeutungen der heiligen Schrift reden. Wir wollen vielmehr nur ein kurzes Wort von dem Glücke, das alles zusammenfasst, sagen nach dem Worte des Apostels im Korintherbrief, wo er sagt: „Was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Paulus durfte einmal in das Heiligtum Gottes schauen, „und hörte (und sah) unaussprechliche Dinge, die kein Mensch aussprechen kann.“ Er konnte es selbst nicht sagen noch beschreiben. Er konnte nur sagen: Was nie ein Auge auf Erden gesehen an Pracht, Reichtum, Glanz und Herrlichkeit; was nie ein menschliches Ohr gehört von seligen Tönen, von herrlichen, himmlischen Harmonien; was nie auch nur ahnend in ein Menschenherz gekommen ist, von Glück, von Freude und seliger Wonne: das hat Gott seinen Kindern bereitet. „Ewige Freude und Wonne wird über ihrem Haupte sein.“ Der Herr Jesus selbst vergleicht die Freude des ewigen Lebens mit „einer Hochzeit, die der König seinem Sohne macht,“ wobei jeder Gerettete das Glück der königlichen Braut empfinden wird. Da wird jeder „volle Genüge“ haben; sein Glück wird größer sein, als er es fassen kann. Da wird jeder mit den herrlichen Gütern seines Hauses gesättigt sein, „wenn er erwacht nach seinem Bilde.“ Ein Strom seliger, nie empfundener Harmonie wird das ganze Wesen des Menschen durchströmen; eine nie geahnte Harmonie wird alle Seligen verbinden. Kein Misston wird mehr gehört werden in den weiten Reichen des neuen Himmels und der neuen Erde.

Das ist ein schwaches Bild von dem Erstgeburtsrecht des neuen Bundes.

Man sollte nun erwarten, dass wenn man einem unbefriedigten, beschwerten, seufzenden Geschlecht, wie das unsrige ist, solche Anerbieten macht, solche Hoffnungen in Aussicht stellt, – es begierig zugreifen und dankbar dem barmherzigen Gott entgegen gehen würde. Man sollte meinen, solch' selige Aussicht müsse jedes Menschenherz begeistern und hinreißen. Aber, siehe da, es wiederholt sich hier, was wir oben bei Esau so unbegreiflich fanden. Dieses große Gotteserbe, das jeden Menschen schon hier völlig glücklich machen und beseligen könnte, wird teils gleichgültig missachtet, teils frech höhnend verachtet. Esau war ein leichtsinniger Tor; aber seine Gesinnungsgenossen in der Christenheit sind das um so mehr, je mehr sie von Jugend auf mit den großen Gütern des Reiches Gottes bekannt gemacht worden sind. Wir haben oben von Esau gesagt, nie habe jemand – äußerlich betrachtet – solch einen leichtfertigen Handel abgeschlossen, wie er. Und jetzt müssen wir sagen, dass vom christlichen Standpunkt aus betrachtet – weitaus die meisten Menschen ihm gleichen. Sein Handel ist ja sprichwörtlich geworden für das Preisgeben unserer ewigen Güter um kurze Sinnengenüsse dieses Lebens. Gegen die uns zugedachte Herrlichkeit des ewigen Lebens, sowie gegen den Trost und Frieden, den ein Kind Gottes schon in diesem Leben genießt, ist ja alles andere, was die Erde bieten kann, gewiss nur ein Linsengericht, – „darunter das Herze sich naget und plaget, und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.“ Freilich, wenn man sieht, mit welcher zügellosen Begierde unser Geschlecht von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen jagt; wenn man sieht, wie der Lust des Genießens alles geopfert wird, Zeit, Geld, Gesundheit, Familienglück, Zukunft: so sollte man glauben, – und viele junge Leute glauben es, – dass das Herz wirklich die tiefste Befriedigung dabei finde. Wohl kommt auch das Herz in einen Taumel

hinein, der ihm oft lange die Wirklichkeit verbirgt; aber es wird dennoch immer leerer, öder, friedeloser und sieht oft erst ein, wenn es zu spät ist, dass es alles verloren hat; oder es verfällt in Bitterkeit und Murren, und klagt andere an für das, was es selbst verschuldet hat. „Esau suchte Buße mit Tränen,“ aber es war zu spät. Wie glücklich und froh könntest du sein, wenn du dein Herz deinem Gott schenken, und von ihm annehmen wolltest, was er dir anbietet! Sterben müssen wir alle. Aber es muss ein entsetzliches Erwachen sein, wenn man sieht, was man hätte erlangen können, und durch Leichtsinn alles verloren hat.

Es hilft aber wenig, wenn wir hier in Klagen ausbrechen über ein leichtsinniges Volk, das nichts Besseres hat und kennt, als was dieses arme Leben ihm bietet. Ich halte auch die leichtsinnige Masse nicht für den schuldigsten Teil der Menschheit. Etwas muss der Mensch haben, um seine Langeweile zu vertreiben, oder sein Elend zu vergessen. Wer nichts Edles hat und kennt, begnügt sich mit Gemeinem. Ich halte den ernsteren, christlichen Teil der Gesellschaft, die Pfarrer voran, für den schuldigeren, ja für den besonders schuldigen Teil an diesem großen Abfall, an diesem tiefen, tiefen Elend.

➤ Ich sage, die Pfarrer voran. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war der Pfarrherr, der „Reverend,“ ebenso sehr geachtet, als er jetzt, wenigstens vielerorts, verachtet ist. (Dies halte ich für kein Unglück. Es wird nun doch bald wenigstens niemand mehr Pfarrer, der nicht aus Überzeugung dazu gedrungen, und bereit ist Christi Schmach zu tragen) Die Pfarrer sind aber eben doch selbst an diesem Zustand schuld. Es ist doch etwas gar zu Erbärmliches, wie an unzähligen Orten das Pfarramt angesehen und ausgeübt wird. Ich war 16 Jahre alt, als ich in dem württembergischen Oberamtsstädtchen K. den Herrn Stadtpfarrer kennen lernte. Er war stets der Erste und der Letzte in der sogenannten „Gesellschaft,“ wo beim Bier die Honoratioren des Städtchens sich bis spät in die Nacht hinein die Zeit mit Kartenspiel und Billard vertrieben. Er wurde damals nur von Einem im Biertrinken übertroffen, sonst konnte er jeden „unter den Tisch“ trinken. Zwanzig Jahre später, nachdem ich indessen selbst Pfarrer geworden, musste ich auf der Reise in meine Heimat in demselben Städtchen übernachten. Als ich in das Gasthaus trat, saß derselbe veritable Stadtpfarrer wieder am Gesellschaftstisch oben an, wie einst vor 20 Jahren. Ich hatte das Glück, diesen Mann nie predigen zu hören, obgleich ich Gelegenheit dazu gehabt hätte. Das Wort des gewandten Spötters Heine klang mir, so oft ich diesen Mann sah, in den Ohren: „Ich weiß, sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich – Wasser.“ Ich empfinde aber tiefes Mitleid mit einer kleinen Stadtbevölkerung, die mit einem solchen Hirten gestraft ist. Kann man sich da noch wundern, wenn ein geistig so verwaorlostes und verschmachtetes Volk sich eben an das hängt, was vor Augen ist, und einem ewigen Gut den Rücken kehrt, weil es dasselbe nicht kennt, oder weil ihm etwa gelegentlich davon gesprochen wird von einem, der selbst lieber – Linsen isst?

Man sage mir nicht, das sei eine vereinzelte Erscheinung in unserer Zeit. Es gibt solcher Knechte noch mehr, als man glaubt. Es gibt aber auch noch andere Arten. – Dort sitzt ein Pfarrer auf einem Bauerndorfe. Er kennt alle seine Pfarrkinder mit Namen, weiß auch etwa, wie reich jedes ist an Ochsen, Kühen und Schafen. Weiter aber weiß er von ihnen nichts, und will nichts wissen. Er sitzt in seinem Studierzimmer, raucht die lange Pfeife, pflanzt im Pfarrgarten seinen Kohl, liest und studiert nebenbei viel, weil er hofft, doch einmal Stadtpfarrer zu werden, und er dann vor einem gebildeten Publikum gelehrte Predigten halten müsse. Am Sonntag predigt er dann Dinge, die niemand versteht und die niemand interessieren, Gedanken, die wie schöne Seifenblasen über den Köpfen der Zuhörer wegfliegen. Als Kind musste ich mit den Dorfschulknaben jeden Sonntag in die Kirche. Unsere Plätze waren hinter dem Altar im Chor. Vor uns die Frauen und über ihnen,

auf den Galerien, die Männer. Da waren einige unverwüstliche Schläfer, die oft so schnarchten, dass wir Buben Mühe hatten, uns zu halten. Wohl hat zuweilen der Schulmeister von der Orgel aus hinüber gestikuliert, dass man die Schnarcher doch wecke. Aber da war niemand, der ihm zu Hilfe kam; – sie schliefen alle ringsum.

Freilich hat nicht jeder Pfarrer die Gabe, frisch, populär und packend zu reden. Nicht jeder ist ein Ludwig Hofacker, der mit feurigem Wort die Herzen fassen und mit seliger Begeisterung die Herrlichkeit des Christenberufes predigen kann. Erst kürzlich erzählte mir eine Dame von einem lieben, christlichen Pfarrer eines Waadtländer Dorfes, der nichts ausrichte. Die Leute seien aber auch so ungebildet, dass es dem Pfarrer ganz unmöglich sei, auf das Niveau ihres Verständnisses herunter zu steigen! – Ein solcher Pfarrer täte nun aber gewiss besser, sich und seine armen Zuhörer nicht länger zu plagen, sondern irgend etwas zu werden, wobei er verstanden würde, etwa Professor der höheren Beredsamkeit.

Aber wozu studieren denn die Pfarrer so viel und so lange? Doch nicht, um zu lernen, wie man dem Volke, für das sie doch zunächst da sind, unverständlich wird? Sollte es wirklich so sehr schwer sein, dem Volke verständlich zu reden? Gewiss nicht. Das Volk ist gescheiter, als man gewöhnlich glaubt, oft gescheiter als der gelehrte Pfarrer, dessen Predigten es meistens ganz gut taxieren kann. Auch das Volk weiß, was eine gute oder schlechte Predigt ist. Redet den Bauern von Dingen, die sie interessieren, und sie verstehen euch sofort. Hat der Mann noch kein Interesse für das, was auch für ihn das Wichtigste ist, so muss man in Liebe dieses Interesse wecken. Der Pfarrer hat studieren gelernt. So studiere er doch das Menschenherz und Gottes Wort, das so einfach und praktisch redet; er bitte um Weisheit und vor allem um Liebe, dann wird's gehen. Das Volk merkt sofort, ob der Pfarrer, „von der Liebe Christi getrieben,“ in heiligem Ernst um die Seelen ringt, ob sein Herz dabei ist, ob er selber warm ist, ob er es bei seinem Ernst gut mit dem Volke meint und sein Heil brünstig sucht, oder ob er nur die Predigt „tut,“ damit die Arbeit wieder für eine Woche getan ist. – Noch andere Pfarrer gleichen Kunstgärtnern. Sie bringen jeden Sonntag eine so fein gearbeitete, duftende Predigt vor ihr gebildetes Publikum, dass zwar jeder gebildete Hörer gern daran riecht, sich erquickt, aber – eben nur daran riecht. Ein Bouquet kann man ja nicht essen. Das Volk aber bedarf geistiger Nahrung. Werden wir doch einfach und praktisch. Ich bin weit entfernt, einem oberflächlichen Dilettantismus, einem unstudierten Schwätzen das Wort zu reden. Aber das Volk braucht weniger Blumen und mehr praktische Speise. Item, wir Pfarrer tragen die Hauptschuld an dem Abfall der Christenheit, an dem Wegwerfen der herrlichen Güter des Reiches Gottes um eitle Weltlust von Seiten des Volkes. Darum dürfen wir uns nicht beklagen, wenn „das Gericht anfängt am Hause Gottes.“

➤ Nächst den Pfarrern trägt aber auch das christliche gläubige Volk einen großen Teil der Schuld. Es achtet selbst sein Erstgeburtsrecht zu wenig, und hängt deshalb sein Herz mehr oder weniger stark an die Linsengerichte dieser Welt. Die Herrlichkeit unseres himmlischen Erbes übt nicht mehr die Kraft auf die Herzen unserer Christen aus, die sie ausüben soll. Die Christen sind weltförmig und oft recht weltseelig geworden. Es ist die große Lüge unserer Zeit, Weltliches und Christliches ungeschieden bei sich zu beherbergen. Man möchte doch auch an dem lockenden Tisch, den die Welt ihren Kindern so reizend deckt, nicht ganz leer ausgehen. Es gibt heute mehr gläubige Christen, als es wohl je auf Erden gegeben hat. Aber die Qualität hält mit der Quantität nicht Schritt. Die Liebe, die keusche innige Liebe zum Herrn, ist schon stark im Erkalten begriffen. Graf Bismarck sagte einmal, zur Konfliktzeit, seiner Kammeropposition: „Ja, meine Herren, wenn Worte Geld wären, so könnten wir uns

nicht über Sie beklagen.“ So können wir heute unsern Christen zurufen. Wenn schöne Worte christliche Taten wären, dann könnte man sich nicht über unsere Christen beklagen. Die Sprache Kanaans ist rasch gelernt, und viele Leute meinen, sie seien um so vollkommener, je besser sie über christliche Dinge, über innere Erfahrungen, die sie glauben gemacht zu haben, reden können. Wie viel Einbildung, Selbsttäuschung, Selbstgefälligkeit und unlauteres Wesen dabei unterläuft, wie wenig nüchternes, ernstes, bewährtes Glaubensleben im Grunde vorhanden ist, davon gibt das tägliche Leben leider oft die traurigsten Beweise. Unser christliches Leben nimmt immer mehr einen erkünstelten Charakter an, und unsere Christen werden oft von Jugend auf zu diesem unnüchternen Wesen erzogen. Viele haben „den Namen, dass sie leben, und sind tot.“ Das ist aber auch vielen die Hauptsache, den Namen zu haben. „Das Reich Gottes besteht aber nicht in Worten, sondern in Kraft,“ und diese Kraft des Glaubens und der Liebe, „der Liebe, die alles verträgt, alles glaubet, alles hofft, alles duldet, die nimmer aufhört,“ die nicht zu überwinden ist, die spürt man so wenig allerwärts. Das wissen und fühlen auch die Weltleute, und verachten daher so wortfromme und liebesarme Christen. Siehe dir in deiner Umgebung den ersten besten Mann, die Frau, die Tochter, das Dienstmädchen, die zu einer christlichen Gemeinschaft halten, einmal genauer an. Du wirst alsbald sehen, dass sie in ihrer Gebetsstunde oder „Erfahrungsstunde“ etc. ganz andere Leute sind, als in ihrer Familie, in ihrem Berufe, in ihrer Küche u.s.w. Da genügt eine Kleinigkeit, um zu beweisen, dass dieselbe Person, die so schön andern vorbeten kann, so viel von Liebe, Geduld und schönen Erfahrungen zu reden weiß, sehr lieblos, ungeduldig, grob, neidisch, zornig sein kann. Auch hierin gibt es natürlich Ausnahmen. Doch sind die Christen der Kraft selten. Möge der Herr durch seinen belebenden und läuternden Geist bald helfen, und die Christen unserer Zeit wieder recht zum Licht und zum Salz der Welt machen!

Wir haben also gesehen, dass es in unserer Zeit noch viele Esaus gibt, die ihr herrliches Erstgeburtsrecht um schnöde Erdenlust preisgeben; dass daran aber hauptsächlich die geistlichen Hirten des Volkes und der laue Zustand der Herde Christi schuld ist. Wir müssen, ehe wir dieses Kapitel verlassen, noch einige kurze Gedanken laut werden lassen.

3. Entschuldigungen.

Gibt es für Esau und Seines-gleichen eine Entschuldigung? – Seitdem die Sünde in die Menschheit eingedrungen ist, haben die Menschen auch die Neigung und das Bedürfnis, sich zu entschuldigen, d. h. die Schuld von sich abzuwälzen. Damit fing Adam nach dem Sündenfall an, und Eva folgte gleich seinem Beispiele. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein Strom von Entschuldigungen soll jeden Tag die Fehler der Menschen gegen einander und gegen Gott wegwaschen. In keinem Stücke ist der Mensch von Natur so klug und so erfinderisch, als in dem, seine Fehler zu entschuldigen; in keinem tritt seine Lieblosigkeit, ja seine Verdorbenheit so an den Tag wie darin, seine Schuld von sich ab auf andere zu wälzen. In dieser Beziehung ist jeder Mensch ein geborner Advokat. Alles wird entschuldigt, vom geringsten Fehler bis zum größten Verbrechen. Alles lässt sich entschuldigen nach der Ansicht der Schuldigen und mit der bösen Kunst des bösen Herzens. Was Wunder, dass der Mensch lieber zu dem bequemen Mittel der Entschuldigung greift, als zu dem demütigenden der Selbstanklage und des offenen Bekenntnisses seiner Schuld!

Wir wissen nicht, womit Esau seine Torheit entschuldigt hat; wir wissen aber, wie seine Nachfolger ihn und sich entschuldigen, und wollen nur zwei solcher Entschuldigungen hervorheben.

Esau habe die ganze Tragweite seines Erstgeburtsrechtes nicht gekannt, – und müde und hungrig von der Jagd kommend, sei er der Versuchung des Hungers und der List des Bruders unterlegen.

➤ Ich glaube auch, dass Esau die ganze Herrlichkeit seines Erstgeburtsrechtes nicht gekannt hat, sonst hätte er sie nicht so verachten können. Ebenso glaube ich, dass die Menschen, die heute über die Erde gehen und ihr neutestamentliches Erstgeburtsrecht verachten, dasselbe nicht recht kennen. Die Frage ist aber die, ob in diesem Stücke Unkenntnis eine Entschuldigung oder nicht vielmehr eine doppelte Schuld ist. Das Wichtigste soll eben jeder Mensch kennen. Esau hätte, so gut, wie Jakob, die Bedeutung des Erstgeburtsrechtes kennen können. Er hatte Gelegenheit, sich darüber zu unterrichten, und wird gewiss viel darüber gehört haben. Unwissenheit kann eine Entschuldigung sein für den, der keine Gelegenheit hatte, sich über das Eine was Not ist zu unterrichten. Christus führt ja diesen Grund auch an in seiner Fürbitte für seine Feinde: „Sie wissen nicht, was sie tun.“ Dieser treue Hohepriester wird einst, als Richter der Lebendigen und der Toten, auch diesen Entschuldigungsgrund nicht vergessen, sondern ihn für Heiden, Juden und Christen da anwenden, wo er am Platze ist. Wir aber sollen uns doch hüten, die Lauheit und Kälte unseres Herzens gegen den Herrn, oder die Verachtung seiner ewigen Reichsgüter so leichthin entschuldigen zu wollen. Der Herr selbst warnt uns davor Luk. 14,16 – 24.

➤ Auch die andere Entschuldigung. – Esau sei in dem schwachen Augenblick, als er müde von der Jagd kam, der List des Jakob unterlegen, und die Strafe, die ihm dafür geworden, sei ungerecht, ist ebenso wenig stichhaltig. Wir würden es aber nicht der Mühe wert achten, dabei uns länger aufzuhalten, wenn wir nicht bei den Christen unserer Tage manchen ähnlichen Ansichten über ihr Tun begegneten. Dass Gott einen sonst „guten“ Menschen ewig verdammen könne, weil er in den schwachen Stunden seines kurzen Erdenlebens sich dieser oder jener Lust hingab, diese oder jene böse Handlung beging, – das wird ja von Tausenden als ungerecht, unmöglich oder als boshafte Erfindung der Geistlichen verschrien. Von wie viel Unverstand über das Christentum, über das Verhältnis zwischen Gott und Mensch, zeugen aber diese und ähnliche Ansichten!

Esaus innere und äußere Enterbung war nicht veranlasst durch jene „schwache Stunde.“ Ja jenem Augenblick trat vielmehr nur zu Tage, was bisher in seinem Herzen verborgen lag. Er verachtete seine Erstgeburt, und deswegen wurde er von Gott verworfen und Jakob ihm vorgezogen. In jener Versuchungsstunde aber wurde seine Missachtung und Geringschätzung der herrlichen Gottesgüter auch äußerlich offenbar.

Wir sollten hier ein langes Kapitel

4. Über die Versuchungsstunden

folgen lassen. Wir wollen uns aber kurz zu fassen suchen. Jeder Mensch hat seine Versuchungsstunden, darum wird auch jeder wissen, was man darunter versteht. Warum aber lässt sie Gott zu? Welches ist ihr Zweck? Ihr Zweck ist Besserung oder Gericht. Der Herr lehrt uns bitten: „Führe mich nicht in Versuchung.“ Er ermahnte seine

Jünger zum Gebet, „auf dass sie nicht in Anfechtung fallen.“ Der Herr hat öfters den Gedanken ausgesprochen, es müsse alles offenbar werden, und das meinte er nicht nur vom letzten Gericht, sondern schon hier in unserm Leben. Was noch, uns und andern verborgen, Böses in unserm Herzen steckt, das muss, zunächst uns selbst, offenbar werden, damit wir entweder mit bewusstem, freiem Willen und Gebet uns davon scheiden (denn der Herr befreit uns nicht davon ohne unsern Willen), oder aber, dass wir mit bewusstem, freiem Willen es beibehalten, und einst im Gericht, das wir uns dadurch zuziehen, keine Entschuldigungen haben. Uns das verborgene Böse aufzudecken, dazu benutzt der Herr zwei Mittel: Das Wort Gottes – und die Versuchungen. Wer sich nicht durch das heilige Wort des Herrn unter dem Walten seines Geistes durchrichten, des Herzens Grund aufdecken, zerschlagen und heilen lässt, bei dem können die Versuchungen das noch bewirken, jedoch in schmerzlicherer Weise. Die heilige Schrift liefert dazu die schlagendsten Beispiele. Der Apostel Johannes wurde das, was er war, nur durch das Wort seines Meisters und durch das Anschauen seiner Herrlichkeit. Bei ihm ging es nicht durch schmerzliche Kämpfe, Versuchungstürme, Fallen und Aufstehen. So ging es aber bei Petrus. Dieser herrliche Mann, voll Glaubens und feuriger Liebe zu seinem Herrn, ließ sich weder durch die liebenden noch durch die strafenden Worte seines Meisters von seinem unheiligen Selbstvertrauen heilen. Die Versuchung und ein schmerzlicher Fall mussten es tun. Der Herr hat für ihn gebeten, nicht dass er nicht falle, nicht, dass er nicht versucht werde, – dies war, wie der Herr wohl sah, das einzige Mittel, sein Herz zu zerbrechen; aber er betete für ihn, dass sein Glaube nicht aufhöre, dass er nach dem Falle wieder aufstehe. Jetzt war er geheilt. Jetzt sagt er nicht mehr mit hochmütiger Selbstverblendung: „Wenn sich auch alle an dir ärgern, so will ich mich doch nicht an dir ärgern,“ sondern er antwortet jetzt mit tiefer Demut: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, dass ich dich lieb habe.“ – Auf die Frage: „Hast du mich lieber denn mich diese haben?“ antwortet er nur: „Du weißt, dass ich dich lieb habe.“ Er überhebt sich nicht mehr über die andern Jünger. Die Versuchung hat an ihm ihren segensvollen Zweck erreicht.

Doch nicht alle Versuchungen liefern ein so schönes Resultat. Darüber nur noch ein Beispiel – das des Judas. Judas war Apostel. Auch er hatte mit Begeisterung alles verlassen und sich dem Herrn angeschlossen. Er hielt sich drei Jahre lang äußerlich musterhaft, so dass die Apostel, als der Herr ihnen sagte: „Einer unter euch wird mich verraten,“ nicht im entferntesten dachten, das sei Judas, sondern jeder eher an sich dachte, jeder fragte: „Herr, bin ich's?“ Der Herr allein kannte ihn. Johannes sagt uns das Geheimnis seines Herzens: „Er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben ward“ (Joh. 12,6). Judas war also der Kassier für die Haushaltung des Herrn und seiner Jünger. Ein großes Ehrenamt. Ist es nicht merkwürdig, dass gerade dem Judas dieses Ehrenamt zufiel? Er hatte bei aller Begeisterung für den Herrn, eine geheime Liebe zum irdischen Gut, zum Erwerben und Besitzen in die Nachfolge Jesu mitgebracht. Davon hätten ihn die lieblichen und ernsten Reden des Herrn losmachen können, wenn er ihnen das Herz geöffnet, wenn er sie auf diesen Punkt hätte wirken lassen. Man sollte meinen, das eine Wort des Herrn: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an seiner Seele?“ – hätte genügen sollen, ihn zu heilen. Er verschloss sein Herz dagegen. Die Versuchung sollte ihre Arbeit tun. Er bekam den Beutel. Die Versuchung war täglich da; täglich konnte er widerstehen, oder fallen. Nach jeder Versuchung, nach jeder Untreue konnte der strafende Blick, das ernste Wort des Meisters sein Gewissen treffen, sein Herz zermalmen, ihn heilen. Seine Schuld war ihm gewiss offenbar. Warum wurde er nicht frei? Nun, er wird seine Sünden eben entschuldigt haben, wie das die meisten Menschen tun. Er hatte ja mit den Einkäufen

manchen Gang mehr zu machen, als die andern Jünger. Dafür gebührte ihm doch eine Vergütung. Sind nicht die andern Jünger auch selbstsüchtig? Hat nicht Petrus gefragt: „Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ Hätte ein anderer die Kasse, so würde er sich wohl noch besser entschädigen. Der Herr wird wohl wissen, warum er mir die Kasse übertrug. So ungefähr denke ich mir die Entschuldigungen, mit denen jener unglückliche Apostel die Regungen seines Gewissens beschwichtigt haben und den Versuchungen immer auf's Neue unterlegen sein mochte. Diese bewusste Sünde zog ihn in's Verderben. Eine letzte Versuchung, ein letzter Fall, – und das Gericht war vollendet. Wie Esau in seinem Verhandeln der Erstgeburt äußerlich das Gericht über sich vollzog, das er längst innerlich ausgereift hatte: so vollzog Judas in seinem Verrat und Verkauf des Herrn das Selbstgericht, zu dem ihn sein bisheriges Leben hintrieb. Beides war ein Offenbarwerden und Vollenden der inneren sündigen Lebensentwicklung.

Kurz, wer sich durch das Wort und den Geist Gottes nicht strafen und erziehen lässt, bei dem soll die Versuchung Besserung oder Gericht herbeiführen. Auch eine sogenannte „kleine“ Sünde kann, wenn wir uns nicht von ihr losmachen lassen, uns verwerflich und zum Gerichte reif machen.

III.

Eitel Sünde und Herzeleid.

1. Mose 27

Und es begab sich, als Isaak alt geworden war und seine Augen zu schwach zum Sehen wurden, rief er Esau, seinen älteren Sohn, und sprach zu ihm: Mein Sohn! Er aber antwortete ihm: Hier bin ich. Und er sprach: Siehe, ich bin alt geworden und weiß nicht, wann ich sterben werde. So nimm nun dein Gerät, Köcher und Bogen, und geh aufs Feld und jage mir ein Wildbret und mach mir ein Essen, wie ich's gern habe, und bring mir's herein, dass ich esse, auf dass dich meine Seele segne, ehe ich sterbe. Rebekka aber hörte diese Worte, die Isaak zu seinem Sohn Esau sagte. Und Esau ging hin aufs Feld, dass er ein Wildbret jagte und heimbrächte. Da sprach Rebekka zu Jakob, ihrem Sohn: Siehe, ich habe deinen Vater mit Esau, deinem Bruder, reden hören: Bringe mir ein Wildbret und mach mir ein Essen, dass ich esse und dich segne vor dem HERRN, ehe ich sterbe. So höre nun, mein Sohn, auf mich und tu, was ich dich heiße. Geh hin zu der Herde und hole mir zwei gute Böcklein, dass ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie er's gerne hat. Das sollst du deinem Vater hineintragen, dass er esse, auf dass er dich segne vor seinem Tod. Jakob aber sprach zu seiner Mutter Rebekka: Siehe, mein Bruder Esau ist rau, doch ich bin glatt; so könnte vielleicht mein Vater mich betasten, und ich würde vor ihm dastehen, als ob ich ihn betrügen wollte, und brächte über mich einen Fluch und nicht einen Segen. Da sprach seine Mutter zu ihm: Der Fluch sei auf mir, mein Sohn; gehorche nur meinen Worten, geh und hole mir. Da ging er hin und holte und brachte es seiner Mutter. Da machte seine Mutter ein Essen, wie es sein Vater gerne hatte, und nahm Esaus, ihres älteren Sohnes, Feierkleider, die sie bei sich im Hause hatte, und zog sie Jakob an, ihrem jüngeren Sohn. Aber die Felle von den Böcklein tat sie ihm um seine Hände und wo er glatt war am Halse. Und so gab sie das Essen mit dem Brot, wie sie es gemacht hatte, in die Hand ihres Sohnes Jakob. Und er ging hinein zu seinem Vater und sprach: Mein Vater! Er antwortete: Hier bin ich. Wer bist du, mein Sohn? Jakob sprach zu seinem Vater: Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn; ich habe getan, wie du mir gesagt hast. Komm nun, setze dich und iss von meinem Wildbret, auf dass mich deine Seele segne. Isaak aber sprach zu seinem Sohn: Wie hast du so bald gefunden, mein Sohn? Er antwortete: Der HERR, dein Gott, bescherte mir's. Da sprach Isaak zu Jakob: Tritt herzu, mein Sohn, dass ich dich betaste, ob du mein Sohn Esau bist oder nicht. So trat Jakob zu seinem Vater Isaak. Und als er ihn betastet hatte, sprach er: Die Stimme ist Jakobs Stimme, aber die Hände sind Esaus Hände. Und er erkannte ihn nicht; denn seine Hände waren rau wie Esaus, seines Bruders, Hände. Und er segnete ihn und sprach: Bist du mein Sohn Esau? Er antwortete: Ja, ich bin's. Da sprach er: So bringe mir her, mein Sohn, zu essen von deinem Wildbret, dass dich meine Seele segne. Da brachte er's ihm und er aß; und er trug ihm auch Wein hinein und er trank. Und Isaak, sein Vater, sprach zu ihm: Komm her und küsse mich, mein Sohn! Er trat hinzu und küsste ihn. Da roch er den Geruch seiner Kleider und segnete ihn und sprach: Siehe, der Geruch meines Sohnes ist wie der Geruch des Feldes, das der HERR gesegnet hat. Gott gebe dir vom Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle. Völker sollen dir

dienen, und Stämme sollen dir zu Füßen fallen. Sei ein Herr über deine Brüder, und deiner Mutter Söhne sollen dir zu Füßen fallen. Verflucht sei, wer dir flucht; gesegnet sei, wer dich segnet! Als nun Isaak den Segen über Jakob vollendet hatte und Jakob kaum hinausgegangen war von seinem Vater Isaak, da kam Esau, sein Bruder, von seiner Jagd und machte auch ein Essen und trug's hinein zu seinem Vater und sprach zu ihm: Richte dich auf, mein Vater, und iss von dem Wildbret deines Sohnes, dass mich deine Seele segne. Da antwortete ihm Isaak, sein Vater: Wer bist du? Er sprach: Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn. Da entsetzte sich Isaak über die Maßen sehr und sprach: Wer? Wo ist denn der Jäger, der mir gebracht hat, und ich habe von allem gegessen, ehe du kamst, und hab ihn gesegnet? Er wird auch gesegnet bleiben. Als Esau diese Worte seines Vaters hörte, schrie er laut und wurde über die Maßen sehr betrübt und sprach zu seinem Vater: Segne mich auch, mein Vater! Er aber sprach: Dein Bruder ist gekommen mit List und hat deinen Segen weggenommen. Da sprach er: Er heißt mit Recht Jakob, denn er hat mich nun zweimal überlistet. Meine Erstgeburt hat er genommen und siehe, nun nimmt er auch meinen Segen. Und er sprach: Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten? Isaak antwortete und sprach zu ihm: Ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt, und alle seine Brüder hab ich ihm zu Knechten gemacht, mit Korn und Wein hab ich ihn versehen; was soll ich nun dir noch tun, mein Sohn? Esau sprach zu seinem Vater: Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater! Und er erhob seine Stimme und weinte. Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: Siehe, du wirst wohnen ohne Fettigkeit der Erde und ohne Tau des Himmels von oben her. Von deinem Schwerte wirst du dich nähren, und deinem Bruder sollst du dienen. Aber es wird geschehen, dass du einmal sein Joch von deinem Halse reißen wirst.

Und Esau war Jakob gram um des Segens willen, mit dem ihn sein Vater gesegnet hatte, und sprach in seinem Herzen: Es wird die Zeit bald kommen, dass man um meinen Vater Leid tragen muss; dann will ich meinen Bruder Jakob umbringen. Da wurden Rebekka angesagt diese Worte ihres älteren Sohnes Esau. Und sie schickte hin und ließ Jakob, ihren jüngeren Sohn, rufen und sprach zu ihm: Siehe, dein Bruder Esau droht dir, dass er dich umbringen will. Und nun höre auf mich, mein Sohn: Mach dich auf und flieh zu meinem Bruder Laban nach Haran und bleib eine Weile bei ihm, bis sich der Grimm deines Bruders legt und bis sein Zorn wider dich sich von dir wendet und er vergisst, was du ihm getan hast; dann will ich schicken und dich von dort holen lassen. Warum sollte ich euer beider beraubt werden auf einen Tag? Und Rebekka sprach zu Isaak: Mich verdrießt zu leben wegen der Hetiterinnen. Wenn Jakob eine Frau nimmt von den Hetiterinnen wie diese, eine von den Töchtern des Landes, was soll mir das Leben?

1. Ein eigensinniger Vater und seine Strafe.

Dieses 27. Kapitel gibt uns eigentlich erst einen rechten Einblick in die inneren Beziehungen und Verhältnisse der Familie des Isaak und ihrer Glieder zu einander. Und diese sind recht trauriger Art. Es gehört aber zur Herrlichkeit des Wortes Gottes, dass es uns mit solcher Nüchternheit und Wahrheit auch die Sünden seiner Helden, hier das Verderben in einer Patriarchenfamilie, aufdeckt und straft. Ein jüdischer Sagenschreiber hätte dieses Kapitel nimmermehr geschrieben. Sehen wir vor allem den Isaak und sein Tun ein wenig an.

Eines Tages ruft er den Esau zu sich und sagt ihm: „Siehe, ich bin alt geworden, und weiß nicht, wann ich sterben soll. Nimm nun deinen Zeug, jage mir ein Wildpret, und

mache mir ein feines Essen, wie ich es gerne habe, – auf dass dich meine Seele segne, ehe denn ich sterbe.“

Isaak hatte also Sterbegedanken. Das ist nun nichts Böses. Wir sollen ja alle täglich unser Haus bestellt haben und zum Sterben bereit sein. Auch wäre es gut, wenn manche Menschen etwas öfter an's Sterben denken würden, als sie das zu tun pflegen. – Es scheint mir aber beinahe, als sei es auch dem Isaak noch nicht besonders um's Sterben zu tun gewesen, sondern als habe er mit diesen feierlichen Worten eben seine Absicht, den Esau jetzt schon zum Erstgeborenen einzusetzen, motivieren wollen. Nicht nur lebte er von da an noch einige Jahrzehnte (was er freilich nicht vorher wissen konnte), sondern besonders sein Appetit nach einem feinen, gewohnten Wildpret ließ nicht gerade auf Lebensgefahr bei ihm schließen. Er wollte eben endlich die zwischen den beiden Brüdern gärende Frage des Erstgeburtsrechtes zum Austrag bringen, und zwar nach seinem Willen. Er kannte den Willen Gottes in Bezug auf Jakob. Aber diese Offenbarung wurde ihm nicht direkt zu Teil, sondern nur durch Rebekka vermittelt, darum glaubte er sich darüber hinwegsetzen und seinen Lieblingswunsch in Bezug auf Esau nun ausführen zu können. – Den heftigen Eindruck der Rebekka fürchtend, veranstaltet er die Sache heimlich mit Esau allein, nicht, wie es sich gebührt hätte, in feierlicher Familienversammlung. Er muss entschieden kein ganz gutes Gewissen dabei gehabt haben.

Dieser ungöttliche Plan wurde ihm in ebenso ungöttlicher Weise vereitelt, und der alte Mann musste die schmerzliche Erfahrung machen, dass wer Misstrauen säet, Betrug erntet, und dass es ein gefährliches und dazu nutzloses Beginnen ist, seinen eigenen Willen gegen den erkannten Willen Gottes durchsetzen zu wollen. Es war gewiss für Isaak eines der wehtuendsten Erlebnisse seines Lebens, in so grober Weise von Rebekka und Jakob hintergangen und betrogen zu werden. Um so mehr muss man sich wieder darüber freuen, wie Isaak, ohne zu murren, ohne loszubrechen, die Tatsache hinten nach annimmt. Es scheint, er hat alsbald etwas Rechtes daraus gelernt. Sein Lieblingsplan ist vereitelt, dazu er noch schändlich hintergangen, – aber er schweigt! Er hat die Lektion verstanden!

Möchten auch wir sie verstehen. Gott hat gesagt: „O, dass du auf meine Gebote merkest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom, und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen“ (Jes. 48,18). Wer sich ehrlich prüft, wird sich gestehen müssen, dass er sich die schwersten Stunden seines Lebens selbst bereitet hat durch Eigenwillen und Ungehorsam gegen den Willen Gottes. Jeder Mensch hat seinen Eigenwillen und seine Lieblingspläne. Jeder möchte, dass sein Wille auch Gottes Wille sei. Oft kann ja, wie bei Rebekka in Bezug auf Jakob, beides zusammentreffen, aber dieser Fall ist immerhin selten. Meistens steht unser Wille mit Gottes Willen im Widerspruch. Da hilft dann kein Drehen und Denken und Markten, kein Probieren und Durchsetzenwollen; da gilt es einfach, den eignen Willen brechen und sich fügen. Je bereitwilliger dies geschieht, desto mehr Segen, Frieden und Glück für sich. Wer aber Gottes Willen erkannt hat, und doch seinen eigenen, entgegengesetzten Willen durchdrücken will, der erlebt eitel Herzeleid und macht sich und auch oft andere unglücklich.

Schon das aber ist ein überaus tröstlicher Gedanke, dass wir wissen, unser Gott hat in Bezug auf uns und unsere Kinder einen Willen, einen guten, gnädigen, väterlichen Willen; einen Plan, der auf nichts anderes, als auf unser wirkliches irdisches und ewiges Glück abzielt. Sollte da nicht schon die einfache Klugheit uns gebieten, immer und vor allen Dingen nur zu trachten, dass wir Gottes Willen treffen, dass wir ihn nicht durchkreuzen?

Ja, in den großen, wichtigen Schritten unseres Lebens, wie in den kleinen Angelegenheiten jeden Tages sollte das aufrichtige Gebet und Seufzen uns begleiten: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Hierin liegt das Geheimnis unseres Friedens und Wohlergehens. Wir sind glücklich nach dem Maße unseres Gehorsams und der Übereinstimmung unseres Willens mit dem Willen Gottes.

Wie gut war es doch, dass dem Isaak seine Absicht vereitelt wurde. Esau hätte ja nimmermehr ein Träger der Heilsgedanken Gottes werden können. Gewiss hat auch Isaak das bald eingesehen und Gott gedankt, dass er seinen Plan durchkreuzte. Anfangs aber mochte es ihn recht geschmerzt haben.

Geht es nicht uns in vielen Dingen auch so? Wie viele schöne Pläne, wie manche Lieblingswünsche werden uns doch vereitelt, oft wenn wir uns ihrer Erfüllung ganz nahe glauben! Ein direktes Eingreifen Gottes durch Umstände, oder ein indirektes durch Menschen, oft durch böse Menschen, macht nicht selten die schönsten Hoffnungen zunichte. Und das tut Gott im Besondern an denen, die er lieb hat, an denen ihm noch etwas gelegen ist. Den Gottlosen lässt er öfter seinen Eigensinn durchsetzen, zu seiner eigenen Strafe. Aber seine Kinder, auch die noch mangelhaften, überlässt er nicht ihrer Verblendung. Er verzäunt ihnen den Weg mit Dornen. Er hilft ihnen wieder zurecht. Er leitet sie auf rechter Straße. Er achtet auf ihren Weg. Aber wie töricht benehmen sich häufig diese so treu bewachten Kinder! Auch sie klagen und murren, wenn ihnen ihr Eigensinn nicht durchgeht, wenn ihnen ein Lieblingswunsch vereitelt, eine irdische Hoffnung vernichtet wird. Um so mehr, wenn dies durch Menschen geschieht, gar durch solche Menschen, von denen man es nicht erwartet, von denen man das Gegenteil hätte erwarten dürfen. Gewiss gehören solche Dinge auch zu unsern schwersten Erlebnissen. Da reißt nicht selten auch dem Besten die Geduld. Und dennoch sollte es nicht so sein. Wer mit dem Glauben Ernst macht, dass Gott in Christo sein Vater ist, und nur Gedanken des Friedens über ihn hat; dass sein Vater auch die Haare seines Hauptes gezählt und keines zur Erde fallen lässt ohne seinen Willen: der kann auch in solchen Prüfungen fest stehen, ruhig und getrost bleiben, dem Werkzeug, das Gott benützt, verzeihen, – seine Feinde lieben und für sie beten.

2. *Eine verblendete Mutter und ihr Lohn.*

Rebekka war auf ihrer Hut. – Sie merkt, was in Isaak vorgeht, sie ahnt seine Absicht, sie horcht und hört die Unterredung zwischen Isaak und Esau, sie kennt nun den Plan und macht sich alsbald daran, ihn zu vereiteln. Sie braucht List gegen List. Jakob muss zur Herde eilen, zwei Ziegenböcklein holen, die sie, als gewandte Köchin, zubereitet, dass sie wie feines Wildpret schmecken. Jakob muss sie, in Esau's Kleider gesteckt und sonst noch nach Esau's Art aufgeputzt, dem Vater bringen, sich für seinen Bruder ausgeben und so den Segen des Vaters erlisten. Jakob macht zwar schüchterne Einwendungen, allein die Mutter beruhigt und ermutigt ihn, und er tut es. Dem Vater kommen Zweifel, ob es Esau sei; aber Jakob, einmal im Feuer, lügt sich mutig durch, und die Sache gelingt vollständig. Jakob wird mit dem vollsten, herrlichsten Erstgeburtsegens gesegnet.

Die Freude über das Gelingen des Betruges dauert nicht lange. Esau kommt endlich auch mit seinem Wildpret. Da gibt es Staunen und Verblüffung bei Isaak, unheimliches Gefühl bei Rebekka und Jakob, schmerzliches Klagen und Weinen bei Esau, der wiederholt ausrief: „Segne mich doch auch, mein Vater.“ Von da an war Esau dem Jakob gram und schwur ihm aus Rache den Tod. Jakob musste das Vaterhaus verlassen

und lange Zeit das bittere Brot der Fremdlingsschaft essen. Wie konnte doch Rebekka so töricht und so sündig handeln? Lässt sich etwas zu ihrer Entschuldigung anführen? Nein, gewiss nicht. Ihr selbst wird es zwar an Entschuldigungen nicht gefehlt haben. Sie wusste, dass Gott den Jakob zum Erstgeborenen berufen hatte. Sie hörte, dass Isaak im Begriffe war, gegen Gottes Willen den Esau zu segnen. Da mochte sie wohl in große Herzensangst geraten sein und gedacht haben, das müsse unter allen Umständen verhindert werden, nicht bloß Jakobs wegen allein, sondern auch Isaaks wegen, der durch diesen Ungehorsam gegen Gottes Willen eine schwere Sünde begangen hätte. Gott hilft nicht, Gott schreitet nicht ein, darum, wird sie gedacht haben, muss ich einschreiten.

Aber hätte denn wirklich Gott nicht mehr helfen können? Er ließ allerdings die Not auf's Höchste kommen. Aber wusste denn nicht Rebekka so gut wie wir, dass wo die Not am größten, Gott am nächsten ist? Sie hat ja sonst zuweilen den Weg des Gebetes, des Ringens mit Gott, eingeschlagen, warum diesmal nicht auch? Er hätte sicherlich geholfen. Er hätte seine Zusage gehalten.

Wir wollen nicht mit ihr in's Gericht gehen. Es ging ihr, wie es uns nur zu oft geht. Die Angst hatte ihr den ruhigen Blick des Glaubens verdunkelt, und ihr gutes Recht für Jakob hatte sie der Ungerechtigkeit des Vaters gegenüber der ruhigen Überlegung beraubt und sie zu sündiger Selbsthilfe fortgerissen. Sie wurde hart dafür gestraft. Ihr Liebling wurde für immer aus dem Vaterhause und ihrer Nähe getrieben. Sie sah ihn nie wieder auf Erden. Die schwerste Strafe für eine liebende Mutter.

Ja, unser Gott ist heilig und gerecht. „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“ Ihre Sünde stellt sich als Scheidewand zwischen Rebekka und ihr liebes Kind.

Aus dieser Handlung der Rebekka lässt sich allerlei lernen. Vorab könnte sie manche Leute lehren, dass das misstrauische, neugierige Horchen sehr vom Übel ist und nie zu etwas Gutem führt. Es ist zwar außerordentlich reizend zu erfahren, was andere Menschen von uns, oder über Dinge, die uns nahe angehen, reden oder schreiben. Aber diese Neugierde zeugt immer von einem nicht ganz guten Gewissen, sowie von einem unrichtigen Standpunkte des Herzens zu dem Herrn und bringt in jedem Falle viel mehr Schaden, als Nutzen. Wäre Rebekka in kindlichem Glauben und Gottvertrauen gestanden, so hätte sie sich wenig gekümmert um das, was Isaak und Esau etwa planten. Sie hätte gewusst, dass „was Gott verheißen hat, das wird er auch tun,“ und sie hätte ihn sorgen lassen. Ihr Kaltwerden gegen Gott ließ sie in Misstrauen fallen und verleitete sie zum Horchen und Spionieren. Sie hat sich schwer gestraft. – Dessen ungeachtet macht es ihr, bis auf den heutigen Tag, so manche Rebekka nach. Wer aber im rechten Verhältnis zu seinem Herrn steht und ein gutes Gewissen hat, der kann ruhig sein, die Leute reden lassen, wissend, dass „wenn eines Menschen Wege dem Herrn Wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden“ und bringt sie zum Schweigen. Die Neugierde in jeder Form, das sich Kümmern um anderer Tun und Lassen, hat schon unendlich viel Böses verursacht und ist ein rechtes Krankheits-Symptom unserer Zeit. Viele Leute leben davon. Sie sind krank, wenn sie nichts erfahren können, das ihnen Stoff bietet, über andere Menschen zu klatschen. Was immer man hört, ist willkommen. Das Unglaublichste wird geglaubt und weiter kolportiert. Wer hat nicht schon darunter gelitten? Möchten Gotteskinder immer weniger Anteil nehmen an diesem teuflischen Tun! Auszurotten ist es ja nicht in dieser Welt. Wüsste aber mancher neugierige Klatscher, der mit mehr Lust als der Straßenkehrer seine unreine Arbeit tut, – wüsste er, wie manchen Schmerz, wie manchen Seufzer, wie manche Träne seine Verleumdung seinen Schlachtopfern

verursachen, und welch' ein Gericht er sich damit zuzieht: er würde sich mit Schrecken von seinem Tun wenden, auch wenn er kein Christ ist.

Rebekka hat es bei ihrem Betrug jedenfalls gut gemeint, sie hat eine gute Absicht gehabt. Sie wollte damit an Jakob Gottes Willen ausführen. Aber wir sehen ferner aus ihrer Handlung, dass ein guter Zweck nicht ein schlechtes Mittel heiligt, auch wenn man mit einem schlechten Mittel einen guten Zweck erreichen könnte. Ebenso können wir lernen, dass es mit der guten Absicht, mit dem: „Ich hab's gut gemeint,“ nicht getan ist. Wie viel Böses wird doch damit zu entschuldigen gesucht, dass man sagt, man habe es gut gemeint. Mit ihrer guten Meinung wollen sehr viele Leute in den Himmel kommen. Zwar sagt auch die heilige Schrift, der Herr sehe das Herz, d. h. die Gesinnung an. Und schon die alten Römer wussten, dass wenn zwei das Gleiche tun, es doch nicht das Gleiche ist. Es kommt bei jeder Handlung auf die Gesinnung an, aus der sie entspringt. Aber nimmermehr sollen wir eine böse Handlung durch eine gute Absicht entschuldigen wollen. Der heilige Gott lässt sich da nicht bestechen. Er richtet eben das Böse. Eine Lüge, ein Betrug bleibt eben Sünde vor Gott, auch wenn dadurch eine Mutter von dem Kinde, oder ein Kind von der Mutter ein großes Unheil abwenden könnte. Nicht meinen, nicht sich mit seiner guten Meinung trösten, sondern den heiligen Willen Gottes in allen Dingen tun, das ist unsere Pflicht und unser Glück.

Der Augenblick, in dem Isaak den Erstgeburtssegens dem Esau zuwenden wollte, war für Rebekka eine Glaubensprobe. Es schien, als wolle Gott nicht einschreiten, um das ungöttliche Tun des Isaak zu hindern. Rebekka bestand die Glaubensprobe schlecht. Ihr Unglaube wurde durch ihre böse Selbsthilfe im hellsten Lichte offenbar. Gott will jeden Menschen, der in seine Schule tritt, zu einem festen Glauben erziehen. Dazu benützt er die Glaubensproben. Immer neue Proben gibt er zu lösen auf und immer schwerere. Oft lässt er es auf's Äußerste kommen, um unseren Glauben, wenn er Stand hält, herrlich zu krönen, oder um unsern Kleinglauben recht offenbar zu machen.

Das Traurigste in dieser ganzen Geschichte ist jedoch das innerlich zerstörte Familienleben, das sie uns offenbart. Die Familie soll eine Heimat der Liebe auf Erden sein. Die Liebe ruht aber auf der Achtung und dem Vertrauen. Ist die Achtung verloren, oder das Vertrauen zerstört, so ist auch die Liebe dahin, und das eheliche Leben wird eine Last, die schwerste Last. Es gibt unzählbare Ehen, wo alle äußeren Bedingungen zu einem vollen innigen Glück vorhanden wären, und die doch tief unglücklich sind, weil das gegenseitige Vertrauen erschüttert oder die Achtung verloren ist. Und wie wenig gehört dazu, das eheliche Glück, diese zarte, keusche Blume, zu knicken. Die rechte eheliche Liebe gleicht einem Strom. Dort im Gebirge, wo er entspringt, ist er nicht breit und nicht tief, macht aber viel Geräusch. Man weiß noch nicht, was aus ihm werden wird. Je weiter man aber stromabwärts ihn verfolgt, desto breiter, tiefer und ruhiger sieht man ihn werden. Immer tiefer, immer stiller. Endlich tief genug, um die schwersten Lasten in's Meer hinaus zu tragen. So die rechte, treue Liebe. Viele Ehen gleichen aber einem Fluss, der, sobald er in's Tal tritt, sich teilt und in seiner Zerfahrenheit die ganze Gegend sumpfig, unangenehm und ungesund macht. Edle Pflanzen gedeihen dort nicht.

3. Ein schwacher Sohn und seine Züchtigung.

Die kläglichste Rolle in dieser unschönen Familiengeschichte spielt offenbar Jakob. Wie ein kleines Kind, was er doch nicht mehr war, lässt er sich von seiner verirrt

Mutter auf den Irrweg führen, lässt sich schicken, lässt sich gebrauchen und gehorcht. Nie war kindlicher Gehorsam schlechter angebracht als hier. Er macht zwar Einwendungen, doch nicht wegen des Unrechtes, nicht wegen der groben Sünde, die er gegen Vater und Bruder begehen soll, sondern nur wegen des etwaigen Misslingens. „Mein Vater möchte mich begreifen und ich würde vor ihm geachtet als ein Betrüger, und brächte über mich einen Fluch und nicht Segen“ (Kapitel 27,12). Sonst hat er also keinen Skrupel gehabt. Ein Betrüger sein, das schien dem Jakob nicht sonderlich auf das Gewissen zu fallen; aber als Betrüger geachtet werden, das schien ihm arg.

Als ich noch in die Dorfschule ging und eben das Lernen der 10 Gebote vollendet hatte, fragte uns der Lehrer, ob wir auch wüssten, wie das elfte Gebot laute. Niemand wusste es. Da sagte er uns, es laute: „Lass dich nicht erwischen!“ Wir merkten uns leider dieses „Gebot“ gleich am besten und beobachteten es nicht nur, wenn wir im Winter an einem schönen Sonntag Morgen lieber Schlitten fahren, als in die eiskalte Kirche saßen, sondern auch, was als schwerste Sünde galt, wenn uns im Herbst die reich beladenen Apfelbäume in des Lehrers Garten reizten. Der liebe Gott möge ihm das „elfte Gebot“ und uns die Befolgung desselben verzeihen! – Man könnte fast glauben, Jakob habe einen ähnlichen Lehrer gehabt. Jedenfalls scheint seine Mutter in gleichem Geiste an ihm gewirkt zu haben. Ihr ist es gewiss auch nicht hauptsächlich zuzuschreiben, dass aus ihm noch etwas Rechtes vor Gott wurde, ebenso wenig es das Verdienst jenes Lehrers ist, wenn nicht alle seine einstigen Schüler dem Verderben anheimgefallen sind.

Es ist etwas recht Trauriges und eine besondere Sünde unseres Geschlechtes, dass Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht immer mehr verschwinden, weil sie in der Erziehung immer mehr und mehr vernachlässigt werden. Das Prinzip der Nützlichkeit steht überall obenan. Die Früchte dieses Prinzips zeigen sich schon reichlich und werden leider noch mehr zum Vorschein kommen. Der Schein regiert. Das Wesen schwindet. Noch will auch der Schlechte gut scheinen. Auch das wird noch anders werden, sobald das Gutsein keinen irdischen Profit mehr bringt. Jene Magd ist gewiss nicht einzig, die kürzlich ertappt wurde, als sie Wasser in die Milch der Herrschaft goss, nachdem sie dieselbe für sich abgerahmt hatte, und die dann bat, man möge es doch der Frau D. (von der sie abhängig ist) nicht sagen, diese könnte sonst glauben, sie sei ein schlechtes Mädchen. Es gibt zahllos viele Menschen, die nicht vom Himmel ausgeschlossen sein möchten, die auch einst selig zu sterben wünschen, die aber doch in der verzweifelten Herzensstellung sind, dass sie Lügen, Betrug, Untreue, Unsittlichkeit, Diebstahl – dass sie alle möglichen Dinge für ungefährlich halten, so lange sie den Schein des Gegenteils bewahren können, so lange sie nicht äußerlich darüber in Misskredit kommen. – Wer hat dieses traurige Geschlecht erzogen? Wäre es nicht an der Zeit, da bald „ein Neues zu pflügen?“ Was der heilige Gott denkt, wie Er einen beurteilt, darüber lässt man sich keine grauen Haare wachsen. Wenn nur vor Menschen der Schein bewahrt wird, dessen man noch bedarf.

Vollends wird Jakob, in diesem Stadium seines Lebens, ein Typus unseres Geschlechtes, wenn wir ihn sagen hören: „Ich möchte Fluch anstatt Segen bekommen.“ Das heißt doch, in unsere Sprache übersetzt: das schlechte Mittel scheute ich nicht, wenn ich nur wüsste, dass ich den Zweck damit erreichte. Gibt es nicht viele Menschen, die zwar für ehrenhafte Leute gelten wollen, die jedoch kein Mittel scheuen, wenn es gilt, einen Gewinn zu machen? Die einzige Rücksicht, die sie noch walten lassen, der einzige Skrupel, der sie noch bewegen kann, ist, ob es auch gelingt, ob es nicht Schaden anstatt Nutzen bringt. Ist dieser Punkt aber einigermaßen sicher, so gehen sie getrost vorwärts,

unbekümmert darum, ob der Nebenmensch, der Bruder, dabei zu Grunde geht und ob Gott ihnen zürnt.

„Bist du mein Sohn Esau?“ fragt der blinde Vater, und Jakob antwortet: „Ja, ich bin's.“ Es galt, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, und um zu Ende zu kommen, musste die gottlose Lüge als Hilfsmittel dienen: „das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend Böses muss gebären,“ sagt Schiller. Das Lügen und Betrügen ist man an gottlosen Weltmenschen gewohnt, und es befremdet einen nicht. Hier aber steht Jakob vor uns, den wir kennen lernten als den Menschen des Glaubens und der Sehnsucht nach Gott und seinem Heile. Und siehe, er steht nun da in Esau's Kleid, mit Esau's Händen, mit Esau's Herz, mitten in Lüge und Betrug. So soll es bei Gottesmenschen nicht sein. Und doch, wie Viel Lüge, Unehrlichkeit, Weltwesen aller Art wird noch bei Christen gefunden!

Aber das Gericht fängt an am Hause Gottes. Der Herr nimmt es bei den Seinen genauer, als bei den Weltkindern. „Eure Rede sei ja, wo ein Ja hingehört, und nein, wo ein Nein hingehört,“ sagt der Herr. Und auch über die unnützen Worte wird er einst Abrechnung halten. Die Wahrheit ist das Göttliche, die Lüge ist teuflisch. Mit jeder Unwahrheit stellt sich der Mensch auf teuflisches Gebiet und unter des Teufels Macht. – Jakob musste aus dem Vaterhause fliehen. Seine Sünde stellte sich zwischen ihn und die Heimat. Die Züchtigung folgt der Sünde auf dem Fuße, Gott ist heilig. – Möchte einst keine Sünde zwischen uns und unserem heiligen Gott, zwischen uns und unserer seligen Heimat stehen. „Draußen aber sind alle die lieb haben und tun die Lüge“ (Offb. 22,15).

Die Lüge wälzt sich seit Jahrtausenden wie ein schwarzer Strom durch die Menschheit dahin und zerstört das Leben, den Frieden, die Freude, das Glück. Sie zerstört das Verhältnis zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Herrschaften und Dienstboten, zwischen Christen. Die Lüge ist ein schleichendes Gift, dass das Herz vergiftet, das Gewissen beschwert und Disharmonie in's Leben bringt.

Herr! habe Acht auf mich
Und reiß mich kräftiglich
Von allen Dingen!
Denn ein gefesselt Herz
Kann sich ja himmelwärts
Durchaus nicht schwingen.

Herr! habe Acht auf mich!
Schaff, dass mein Herze sich
Im Grund bekehre!
Triff vom verborgnen Bann
Dein Auge noch was an,
Herr, das zerstöre!

IV.

Die Himmelsleiter.

1. Mose 28,10 – 22

Aber Jakob zog aus von Bersaba, und reisete gen Haran; und gelangte an einen Ort, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts, und legte ihn zu seinen Häupten, und legte sich an demselben Orte schlafen. Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter war gestellt auf die Erde, die rührete mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und siehe, der Herr stand über ihr und sprach: Ich bin der Herr, der Gott Abrahams, deines Vaters; und der Gott Isaaks; das Land, darauf du liegst, will Ich dir und deinem Samen geben. Und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst dich ausbreiten gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag: und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe, Ich bin mit dir, und will dich behüten überall, wo du hinzeuchst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn Ich will dich nicht lassen, bis dass Ich tue, was Ich dir geredet habe. Da nun Jakob von seinem Schläfe aufwachte, sprach er: Gewisslich ist der Herr an diesem Orte, und ich wusste es nicht. Und fürchtete sich, und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand des Morgens früh auf, nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtet ihn auf zu einem Mahl, und goss Öl darauf, und hieß die Stätte Bethel. Und Jakob tat ein Gelübde und sprach: So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf diesem Wege, den ich reise, und mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre zu meines Vaters Haus: so soll der Herr mein Gott sein; und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zum Mahl, soll ein Gotteshaus werden; und alles, was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben.

1. Der einsame Flüchtling.

Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war.“ Wie ganz anders sieht es jetzt auf einmal im Zelte des Isaak aus. Bisher lebte die kleine Patriarchenfamilie im Frieden. Wenn auch die Gemüter sehr verschieden waren, so wohnte doch Eintracht und Harmonie in der Familie. Keines störte das Andere mit seinen Eigentümlichkeiten. Man vertrug einander in Liebe. Wo die Liebe wohnt und die Offenheit waltet, da ist Raum für jeden Charakter. Wo aber die Selbstsucht und die Lüge einkehrt, da ist es bald um die Liebe und Eintracht geschehen. So ging es in Isaaks Hause. Ein Betrug hat alles zerstört. Die Liebe ist in Hass verwandelt, – der Friede des Hauses ist verloren. Esau brütet blutige Rache. Jakobs Bleiben ist nicht mehr. Er muss das liebe, traute Zelt des Vaters verlassen, von der geweihten Erde des verheißenen Landes scheiden, von den lieblichen Triften, wo er des Vaters friedliche Herden weidete, sich trennen und hinausziehen in eine fremde, weite, traurige Welt. Zum letzten Male umarmt er die geliebte Mutter, zum letzten Male schweift sein Blick über die liebe Gegend, wo eine

so schöne, glückliche Jugendzeit verlebt wurde. Eine Welt voll seliger Erinnerungen liegt hinter ihm. Und vor ihm? Ach, vor ihm liegt eine dunkle, kalte, schwere Zukunft, eine Zukunft voll Sorgen, voll Leid, voll Ungewissheit. Hinter ihm liegt eine Welt voll seliger Hoffnung – vor ihm lauter Hoffnungslosigkeit. Kurz vorher war er noch der reiche Erbe eines Hirtenfürsten, und jetzt ist er ein armer, einsamer Flüchtling. Was hat diesen ungeheuren Wechsel verursacht? Eine Sünde, eine freche, grobe Sünde gegen den Vater und Bruder.

Was hat nicht schon die Sünde für Herzeleid über die Menschen gebracht! Wie manches liebliche Verhältnis hat sie schon zerrissen, wie manches glückliche Leben schon zerstört, wie manches frohe Herz in Kummer und Weh gestürzt! Auch dein Leben floss einst friedlich und selig dahin. Was hat es nun so trübe und traurig gemacht? Woher das unbefriedigte und heimatlose Gefühl? Woher all' die Unruhe des Herzens? Ach, es ist immer derselbe Feind. Es ist die Sünde. Wer ehrlich gegen sich selbst ist, muss sich gestehen, dass seine Sünden ihm die größten Trübsale verursacht haben. Warum wandert so mancher Mensch voll Unruhe und Unglück über die Erde? „Machst du dir solches nicht selbst, damit, dass du den Herrn deinen Gott verlässest, so oft er dich den rechten Weg leiten will? Es ist deiner Bosheit Schuld, dass du so gestäupet, und deines Ungehorsams, dass du so gestraft wirst. Also musst du inne werden, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten.“ (Jer. 2,17.19)

Vor etwa zehn Jahren kam eines Tages in der Hauptstadt Brasiliens ein Mann mit der Bitte zu mir, ihm Arbeit zu verschaffen. Er wäre gerne Lehrer an meiner Schule geworden. Als das nicht möglich war, erklärte er sich bereit, jede, auch die demütigendste Arbeit zu tun. Ich suchte, fand aber keine Anstellung für ihn. Nach einigen Tagen kam er wieder, bat mich, bei mir Briefe an seinen Vater schreiben zu dürfen und wünschte Abends in der Kirche das Abendmahl zu empfangen. Dabei sollte niemand, als ich, anwesend sein. Ich ließ mir vor allem seine Geschichte erzählen. Da erfuhr ich Folgendes: Er war der Sohn eines deutschen Stadtpfarrers, sollte studieren, wurde leichtsinnig, machte Schulden und fiel beim Examen durch. Nun wollte er Offizier werden, brachte es auch in einigen Jahren zum Leutnant. Bald gehörte er in Bezug auf Leichtsinn zu den tapfersten und mutigsten Offizieren. Sein tief bekümmertes Vater konnte endlich seine Schulden nicht mehr bezahlen. Da floh er nach England und von dort nach Südamerika. Am La Plata-Strom wurde er Lehrer, Viehhirte, Zeitungsschreiber und noch manches andere. Von Schulden getrieben kam er, mit Zurücklassung der Kleider, als Matrose nach Rio de Janeiro. Hier fand er Arbeit in einer Hutfabrik. Doch das Hutmachen war seine schwächste Seite. Nach 14 Tagen wurde er als unbrauchbar wieder fortgeschickt. Und nun kam er mit obiger Bitte zu mir. Er konnte den Monat für sein Zimmer nicht bezahlen, hatte zerrissene Schuhe und Kleider auf dem Leibe, und keine Aussicht auf Verdienst. Er zeigte mir Briefe von seinem Vater, die mir nicht nur die Hauptsache bestätigten, sondern mir auch zeigten, dass sein Vater ein frommer, gläubiger Mann sei. Ich musste es als Gottes Fügung ansehen, dass dieses schiffbrüchige Leben schließlich in mein Haus getrieben wurde. Ich wies ihm ein Zimmer an, wo er seine Briefe schreiben konnte, schickte ihm ein Frühstück auf's Zimmer, rief ihn um fünf Uhr zum Mittagessen, gab ihm aus meiner Garderobe Wäsche und Kleider, gab ihm Geld zu neuen Schuhen, bezahlte sein Zimmer für zwei Monate und lud ihn ein, täglich, bis ich etwas für ihn gefunden, bei mir zu essen. Dann ging ich mit ihm in die Kirche. Da hörte ich eine Beichte, wie ich nie eine vorher noch nachher gehört. Sein Gewissen sprach, und schonungslos klagte er sich an, seine arme edle Mutter in's Grab gebracht und seinem treuen Vater ein kummervolles Leben bereitet zu haben. Er zerfloss fast in Tränen und Schmerz. Er fühlte Gottes mächtige Hand. Ich ermahnte und tröstete

ihn mit der Versicherung, dass auf eine ernste Reue der heilige Gott und auch sein Vater ihm vergeben würden. Bald fand ich Arbeit für ihn, und auch von seinem Vater lief bald freundliche Nachricht und Geld zur Heimreise ein.

Welch' trauriges Leben hatte sich der begabte Mann durch seinen Leichtsinns bereitet, während er durch Treue und Gehorsam sich ein schönes und segensvolles Leben hätte schaffen können. Welche Trübsale und Demütigungen gehörten dazu, um sein Herz zu brechen und ihn zu heilen!

Wie dieser verlorene Sohn, und wie einst der flüchtige Jakob, so laufen heute Tausende über die Erde ohne Heimat, ohne Frieden, verfolgt von ihren Sünden, geschieden von ihrem Vaterhause und ihrem Vater im Himmel. Vergebens sucht man in der Fremde den Frieden und das Glück der Heimat. „Des Menschen Herz kommt nicht zur Ruhe, bis es ruht am Vaterherzen Gotte?“ Darum stehe still, Fremdling. Frage dich, wohin du willst. Erwinnere dich, woher du kommst. Denke an die Heimat, an die liebe, schöne Heimat. Denke an deinen Vater, der um sein verirrttes Kind trauert. Das Paradies der glücklichen Kindheit ist nicht verloren, es liegt beim Vater. Kehre um, gehe zum Vater, wirf dich reumütig an sein Herz. Er heilt deine Schmerzen, er lindert alles Weh. Warum willst du in dieser traurigen Fremde verkommen?

Doch kehren wir noch einmal zu Jakob zurück. Es liegt eine Tagereise hinter ihm. Er hat den Jordan überschritten. Schon trennt ihn Berg und Tal von den lieben heimatlichen Hütten. Die Sonne geht unter. Jakob muss an ein Nachtquartier denken. Doch nirgends winkt ihm ein gastliches Zelt. Zum ersten mal sieht er sich ganz allein in wilder Einöde. Er rüstet unter freiem Sternenhimmel, auf der bloßen Erde, so gut es geht, sein Nachtlager. Ein Stein dient ihm als Kopfkissen. – Armer Jakob! Da liegt er, einsam, verlassen, arm, der Enkel des reichen, mächtigen Abraham, des Freundes Gottes. Hunderte von Knechten hüten die Herden seines Vaters, und er, der Erbe, liegt schutzlos und verlassen in der Einöde!

Was mochte wohl Jakob gedacht und gefühlt haben? Welches waren wohl seine Reisegedanken während des langen Tages, seine Nachtgedanken beim Schlafengehen? Es ist nicht schwer, dies zu erraten. Sie waren zum Teil sehr wichtiger und für sein Leben entscheidender Art, zum Teil sehr menschlich und natürlich. Der über alles Ermatten liebliche und trostvolle Traum, welcher in jener Nacht dem bekümmerten und müden Wanderer zu Teil wurde, scheint eine Antwort Gottes auf einen Teil seiner Gedanken gewesen zu sein. Eine solch' herrliche Erfahrung, mit so großen Verheißungen, könnten wir gar nicht verstehen, wenn nicht zwischen ihr und Jakobs Sünde etwas Wichtiges in Jakobs Herzen vorgegangen wäre. Zwischen seiner Sünde im Vaterhause und dieser herrlichen Gotteserfahrung liegt seine einsame Tagereise und sein erstes Schlafengehen in der Einöde. Tausend Gefühle und Gedanken mochten sein Herz durchzogen haben; aber unter allen war gewiss das Gefühl der Reue, der herzlichsten Buße das mächtigste. Je schmerzlicher er die Folgen seiner Sünde fühlte, desto brünstiger wird er aus der Tiefe seines Herzens zu dem Gott seiner Väter um Vergebung und um Erbarmen gerufen haben. Jakob wäre ein recht verstockter Mensch gewesen, wenn ihn diese schwere Folge seiner Sünde, diese herbe Züchtigung nicht zur Buße über die Sünde selbst gebracht hätten. Sie brachten ihn dazu, und Gott sah sein bekümmertes Herz an und versicherte ihn seiner Gnade. Nun war er zwar noch ein einsamer Fremdling und musste die äußeren Folgen seiner Sünde zu Ende tragen. Aber er trug sie nun doch anders. Er hatte nun Trost und Frieden im Herzen, und das macht jede Erdenlast leicht.

Wie gerne möchte unser barmherziger Gott allen den schuldbeladenen Wanderern auf dieser Erde ihre traurige Wanderschaft erhellen und erleichtern durch sein Nahesein, durch seinen Trost und Frieden. Aber so viele Menschen es gibt, die dem Jakob gleichen in Bezug auf seine Sünde und Schuld, so wenige gibt es, die ihm ähnlich sind in diesem Gefühl der Buße. Und doch gibt es ohne Buße keine Vergebung, und ohne Vergebung keinen Frieden. Darum

Kehre wieder, kehre wieder,
Der du dich verloren hast,
Sinke reuig bittend nieder
Vor dem Herrn mit deiner Last,
Wie du bist, so darfst du kommen
Und wirst gnädig aufgenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen,
Und sein heilig Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen;
Kehre wieder, zaudre nicht!

Neben diesen Gedanken der Reue hatte aber Jakob noch Gedanken anderer Art. Er selbst entdeckt sie uns am andern Morgen. „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf diesem Wege, den ich reise, und mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre in meines Vaters Haus etc.“ Also Sorgen hat Jakob auf dem Herzen, Sorgen der gewöhnlichsten, natürlichsten Art, – Nahrungssorgen. Seine dunkle Zukunft und seine schutzlose Lage liegen ihm schwer auf dem Herzen und dazu kam noch das Heimweh. Merkwürdig! Der reiche Erbe Abrahams in den schwersten Sorgen um Nahrung und Kleidung.

Muss nicht noch heute so manches „Abrahamskind“ in seiner irdischen Fremdlingschaft Gleiches erleben? Wunderbar! Ein Christ, ein Kind des großen allmächtigen Gottes, muss über die Erde gehen in Mangel und Entbehrung. Das gehört gewiss nicht zu den geringsten Anfechtungen der Christen. Und doch, wenn irdisches Gut der Lohn der Frömmigkeit wäre, wie viele Fromme gäbe es dann in der Welt! Da könnte man gewiss nicht genug Kirchen bauen. Es wäre zu bequem und profitabel, als dass nicht jeder ein Christ würde. Indessen lehrt uns die Geschichte des Jakob, und noch mehr das Leben „des Eingebornen vom Vater, der auf Erden auch nicht hatte, wohin er sein Haupt legte,“ dass nicht diese Erde der Ort ist, wo Gott die Treue seiner Kinder vergilt, äußerlich vergilt. Hier sind sie Gäste und Fremdlinge. Hier sollen sie sich nicht zu wohl, nicht heimatlich fühlen.

Jakob warf seine Sorgen auf den Herrn, und der Herr sorgte für ihn. Auch wir dürfen mit unsern Anliegen vor sein Angesicht kommen und haben die Zusage, dass er uns nicht verlassen noch versäumen will. „Der Herr legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“

Doch wollen wir auch von Jakob Bescheidenheit lernen. Er mochte wohl im Hause der Mutter manchen guten Leckerbissen genossen haben. Jetzt aber denkt er nicht an diese. Seine Schuld brachte ihn in schwere Lage. In dieser begnügt er sich mit Brot und Kleidern. Daran ließ es ihm Gott auch nicht fehlen.

In unserer Zeit ist aber der Sinn für Genügsamkeit sehr im Abnehmen begriffen. Jeder möchte ein „menschenwürdiges Dasein“ führen. Darunter aber versteht er ein müheloses

Leben in Hülle und Fülle. Um das tägliche Brot, um die nötigsten Bedürfnisse dürfen wir unsern Gott immer bitten und haben die herrlichsten Zusagen, dass er uns, ohne unser Sorgen, das geben werde. Aber ein Wohlleben, wie es heute den meisten Menschen als Ideal vorschwebt, ist nicht nach dem Sinne Gottes und hat keine Verheißung. Es ist aber ein großer Gewinn, gottselig und genügsam zu sein. Ein Gewinn! Wer möchte nicht gewinnen im Leben? Genügsamkeit ein großer Gewinn! – Göttliche Weisheit, mache uns weise!

So hat also Jakob den ersten Tag seiner Heimatlosigkeit gut ausgenützt. Gott erreichte an ihm, was er überall und immer durch die Trübsal erreichen will. Jakob betete. Er betete gewiss mehr und brünstiger, als sonst in guten Tagen. Er klammerte sich in seiner Hilflosigkeit an den an, bei dem nun noch allein Hilfe für ihn zu finden war. Not lehrte ihn beten. Das tut sie oft noch je und je an andern Menschen, aber doch nicht an allen. Not treibt nur zu Gott, wo das Herz schon in der Richtung zu Gott steht. Wo das aber der Fall ist, da hat die Trübsal immer eine segensvolle Arbeit an uns zu tun. Der Segen folgt oft sofort, wie wir das jetzt bei Jakob sehen werden.

2. Ein seliger Traum.

Wir haben Jakobs Herzensstimmung uns vergegenwärtigt. Wir sahen ihn innerlich zerbrochen, voll Reue, voll Sorgen und Angst. Wir sahen ihn ringen und flehen zu dem Gott seiner Väter, und dann vor Ermüdung einschlafen, – das Haupt auf einen Stein gelegt. Jakob schläft. „Aber der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“ Er hat die Angst und Tränen seines Kindes gesehen; er hat sein Schreien gehört. Er rüstet sich zu einer Antwort. So aufrichtig und brünstig das Flehen war, das vor seinen Thron kam, so herrlich und trostvoll soll die Antwort sein. Ja, sie soll alles Erwarten übertreffen. Sie soll von Erbarmen überströmen. Die Heerscharen des Himmels werden aufgeboten und müssen herbeieilen. Selige Wesen! Wie glücklich seid ihr, heimatlosen, traurigen Wanderern die Tränen trocknen und ihnen des heiligen Gottes Friedensgruß bringen zu dürfen!

Dein Jakob träumte, „eine Leiter war gestellt auf die Erde, die reichte mit ihrer Spitze an den Himmel; und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der Herr stand über ihr und sprach: Das Land, darauf du liegst, will ich dir und deinem Samen geben. Und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Ich bin mit dir und will dich behüten überall, wo du hinzeuchst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Ich will dich nicht lassen, bis dass ich tue, was ich dir geredet habe!“

War das ein Traum? Ja, es war ein Traum. Und doch war es mehr, als das. Es war eine Offenbarung Gottes. Jakob verstand das sofort. Und wer seines Gottes freundliches Walten schon erfahren hat, der findet auch keine Schwierigkeit, das zu glauben. Es war eine gnädige Antwort Gottes auf Jakobs Flehen, in der lieblichsten und bedeutungsvollsten Form.

Vor allem sollte Jakob glauben lernen, dass er nicht allein und einsam seine Straße ziehe, sondern dass Scharen unsichtbarer Begleiter ihn umgeben. Er sollte aus dieser Erfahrung den Trost schöpfen, dass er dem Herrn teuer sei, und dass es Gott nicht an Geschöpfen mangle, auch einen einsamen Liebling mitten in der Wüste mit königlicher Leibwache zu versorgen. Wie wird Jakob von da an leichten und getrosteten Herzens weiter gegangen sein! Wie sicher und ruhig wird er sich künftig in der öden Wildnis schlafen

gelegt haben! Glücklicher Jakob! Du hattest zwar einen langen und schweren Weg; aber was sollte mit solcher Erfahrung nicht leicht werden?

Warum kommt der Herr nicht heute noch mit solch lieblicher Offenbarung seinen Müden, bekümmerten Kindern zu Hilfe? Nun, er tut es noch da und dort, wenn auch nicht immer in dieser Form. Jedenfalls aber steht Jakobs Erfahrung da, dass sie auch uns predige, was sie einst ihm zuerst gepredigt hat. Und neben ihr stehen viele andere aus der Zeit der Offenbarung Gottes, die alle denselben Zweck haben, die alle nicht nur einem Menschen galten, sondern die zu allen Menschen in gleicher Lage, in gleicher Gesinnung reden. Könnten wir aber einen Zweifel haben, dass Jakobs Erfahrung von der Engel Schutz auch uns gelte, so müsste er durch die lieblichen Erklärungen unseres Heilandes über diesen Punkt beseitigt werden. Lässt uns doch der Herr Jesus erst recht einen Blick tun in die selige Arbeit der Engel an den Menschen, und bestätigt uns durch sein Wort, was Jakob einst im Traum geschaut. Die Himmelsleiter, das Auf- und Absteigen der Engel Gottes, war nicht eine einmalige, vereinzeltete Tatsache, sondern sie ist ein Zustand, ein bleibendes Tun der Engel, seitdem und so lange es Menschen auf Erden gibt, die in Jakobs Lage und Gesinnung sind. „Sind sie doch allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit.“ Sagt uns doch der Herr, „dass die Engel unserer Kleinen allezeit das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen.“ Welch trostvollen Blick eröffnet uns der Herr damit in die unsichtbare Welt und ihre Bewohner, sowie in die Beziehungen dieser seligen Wesen zu uns Menschen! Jakob sah die Engel lange nicht mehr. Er glaubte aber, dass sie dennoch um ihn waren. Und wer nur ein wenig Vertrauen hat in die Worte des Herrn, der glaubt und erfährt in seinem eigenen Leben, in seinem Hause, in seiner Kinderstube, in der ganzen weiten Welt das Walten dieser treuen Gottesboten.

Es wäre wohl am Platze, und in unserer materiellen und ungeistlichen Zeit auch nötig, eine ausführliche praktische Abhandlung über die Engel und ihr Tun, über das Verhältnis der unsichtbaren zur sichtbaren Welt zu schreiben. Wir wollen diese Arbeit andern überlassen, müssen aber doch hier noch einige Worte über diese Sache beifügen. Der Zeit nach sind die Engel die ersten Geschöpfe Gottes, denn sie waren schon da, als Gott unsere jetzige Weltordnung und den Menschen in's Dasein rief. „Da mich die Morgensterne lobten, und jauchzten alle Kinder Gottes“ (Hiob 38,7). Ihr Erscheinen wird uns in der heiligen Schrift dargestellt mit Blitzen und Feuerflammen, in schneeweißen Kleidern leuchtenden, glänzenden Gestalten. Ihre Menge ist unzählbar. Ihre Macht und Herrlichkeit ist über alle unsere Begriffe erhaben. Sie sind gegliedert in Königreiche. Denn die heilige Schrift spricht in Bezug auf sie von Thronen und Herrschaften, Fürstentümern und Obrigkeiten, Cherubim, Seraphim und Erzengeln. Sie tragen bestimmte Namen, wie Michael, Gabriel. Sie wohnen im Heiligtume Gottes und genießen im Anschauen seiner Herrlichkeit ein Glück und eine Seligkeit der ungestörtesten, vollsten, tiefsten Harmonie. Ihre Lust ist, den Herrn zu loben, den Spender ihres Glückes und Lebens unaufhörlich zu preisen. Ihre Arbeit ist, den Willen Gottes zu tun und seine Befehle auszurichten. Sie sind Gottes Boten, die Vermittler zwischen ihm und der weiteren Schöpfung. Als solche besitzen sie Macht und Einfluss über die Natur und ihre Elemente, greifen ein in die Geschichte der Menschen, sowohl der Völker als der Einzelnen, und vermitteln Gottes Segnungen und Gerichte.

In der Engelwelt nahm auch das Böse seinen Anfang und teilte sich von da aus der Menschheit mit. Einer der herrlichsten Engelfürsten „blieb nicht in der Wahrheit,“ missbrauchte seine Freiheit und Macht zum Abfall, zur Empörung gegen Gottes Willen, und zog viele andere Engel mit in seinen Fall. Er erzeugte die Sünde aus sich selbst und

bildet nun mit seinem Anhang ein Reich der Finsternis, das darauf gerichtet ist, Gottes Reich zu zerstören. Seine Zeit ist ihm von Gott zugemessen. Seine Macht wird ihm einst genommen werden. Einstweilen aber hat er sie noch. Er heißt der Fürst dieser Welt. Der Gott dieser Welt. „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6,12).

Dieser gnädige Einblick in die unsichtbare Welt der Geister, den uns das Wort Gottes gibt, ist für uns Volk Trost und Ernst. Voll Trost, denn wir wissen nun, dass wir und unsere Kinder von lieben, heiligen Wesen umgeben sind, die auf unser äußeres und inneres Leben einen schützenden Einfluss ausüben. Wir wissen, dass wir nicht einsam in dieser Welt stehen, nicht einsam ringen und kämpfen. Wie wird doch mancher Vater, der zu frühe die Seinen verlassen musste, dem es so schwer ging zu sterben, beim Blicke auf seine hilflosen Kinder, die er ohne Schutz und Stütze in einer herzlosen Welt zurücklassen musste, wie wird er staunen, wenn er in der andern Welt sieht und erkennt, welch' treues Aufmerken der große Gott auf seine Kinder hat, welch' königliche Wache Er zu ihrem Schutze, zu ihrer Pflege aufgeboden! Da wird jeder begreifen können, dass der Herr ihn auf Erden nicht weiter brauchte. Da wird jeder seinen herrlichen Gott preisen. O, wenn uns zuweilen die Decke, die uns die ewige Welt verhüllt, von den Augen gezogen würde, welche Wunder würden wir schauen! Wie würde uns die Kinderstube, in der es oft so unerbaulich aussieht, voll Hoheit und Herrlichkeit entgegen leuchten! Wir würden dort die Himmelsleiter in Wirklichkeit, in vollster Realität sehen. Wie ganz anders würden wir die Menschen betrachten. Dort am Wege spielt ein armes, schmutziges Kind. Du gehst vorüber und beachtest es nicht. Oder wenn du es siehst, so wendest du den Blick ab, – es ist ja so unsauber, so ekelig. Keine liebende Hand auf Erden hat Zeit oder Lust, das Kindlein zu pflegen. Aber – o könntest du sehen! Von dort oben blickt ein liebes, treues Auge auf es herab, und um es herum stehen Wachen, wie sie so herrlich kein Königskind auf Erden hat. – Dort grüßest du sehr höflich den vornehmen Herrn oder die elegante Dame. Und ach, wenn du sehen könntest, wie würdest du entsetzt den Blick abwenden! Finstere Nachtgestalten, böse Geister umgeben sie. Ihre Herzen sind böse, auf dem Wege des Lebens wandeln sie nicht. Der Böse hat sein Werk in ihnen. Wohl hatte auch dieser Mann oder diese Frau einst Gottes Boten um sich. Warum sind sie nicht mehr da? Wie lange bleiben die Engel Gottes bei dem Kindlein? – So lange sie bleiben können. So lange das Kind die Wege Gottes, den Weg des Lebens wandelt. Fängt es an, den Weg der Welt, der Sünde, des Ungehorsams gegen Gott zu gehen, so können ihm die heiligen Wesen nicht mehr folgen. Trauernd kehren sie dann heim und berichten, was geschehen ist. Wie manche Klage wird da vor Gott laut werden über die Verführer, die das Kind zum Argen verleiteten, Über welche der Heiland selbst ein Wehe ausrief!

Von da aus begreifen wir leicht das Wort des Herrn: „Also wird auch Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.“ Wenn ein von Gottes Boten verlassener Mensch wieder umkehrt, Buße tut, seinen Gott sucht, reumütig nach oben blickt, da können und dürfen die Engel, deren Schützling er einst war, wieder kommen und ihr frohes seliges Amt an ihm weiter üben, so lange, bis sie ihn heimholen dürfen in das Land der Freude, in das Land seiner Bestimmung, in's Vaterhaus Gottes.

Wir sehen, und darin liegt ein tiefer Ernst, dass wir nie allein sind. Entweder sind wir umgeben von Engeln Gottes, oder aber von den Mächten der Finsternis.

Möge immer der Ort, wo du stehst, wo du schläfst, wo du arbeitest, wo du dich freuest, wo du trauerst, wo du weinest, – ein Ort sein, wo eine

Himmelsleiter ist, wo Gottes heilige Engel auf und nieder steigen können, wo oben drüber der Herr gnädig und segnend auf dich blicken kann, dann darfst du getrost weiter gehen, ob dich dein Weg durch friedliche Gefilde, oder durch Wüsten und Einöden führt. Dann darfst du auch einst getrost den Wanderstab ablegen. Es wird alles wohl gehen.

Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn;
Wir dürfen ihn in Demut Vater nennen.
Wenn wir nur treu auf seinen Wegen gehn,
So sehn wir ihn von zarter Liebe brennen.
Dies Wort gibt uns im Kampfe Kraft und Mut:
Der Herr ist gut!

Der Herr ist gut, er teilt sich willig mit.
Sein Wesen ist ein Brunnen edler Gaben.
Er geht uns nach und fragt bei jedem Schritt,
Ob wir nicht was von ihm zu bitten haben.
Wo ist ein Herr, der so mit Knechten tut?
Der Herr ist gut!

3. *Ein getrösteter Pilger und sein Dank.*

Tief ergriffen von dem wunderbaren Erlebnis stand Jakob des Morgens auf. Wer möchte beschreiben, was er gefühlt? Hatte er doch in dieser Offenbarung seines Gottes die Versicherung der Vergebung seiner Schuld, die Zusage der Gnade seines Gottes auf's Neue empfangen. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit durchzieht sein Herz und gibt sich Ausdruck in den drei Gelübden, die er nun in feierlicher Weise ablegt. „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und ich mit Frieden wiederkehre zu meines Vaters Haus: so soll der Herr mein Gott sein; – und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus werden; – und alles, was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben.“

Sehen wir uns diese drei Gelübde noch etwas näher an.

❶ „So soll der Herr mein Gott sein.“ Was wollte wohl Jakob damit sagen? Etwa das, dass er von nun an nur den lebendigen, wahren Gott als Gott anerkennen und verehren, und nie die Torheit des heidnischen Götzendienstes nachmachen wolle? Ich glaube kaum, dass er es so gemeint hat. Diese Gefahr lag ihm nicht nahe. Er wusste aber ohne Zweifel so gut wie wir, dass man zwar den wahren Gott kennen kann, und ihn doch nicht ganz, nicht immer, nicht unter allen Umständen als Gott liebt, ehrt und ihm vertraut. Und so scheint er mir damit sagen zu wollen: Diesem herrlichen, gnädigen, barmherzigen Gott soll von nun an mein ganzes Herz, meine ganze Liebe gehören. Er soll mein Ein und Alles sein. Ihn will ich durch mein Leben verherrlichen. Nur Ihm will ich leben. Ich will mein Leben nicht mehr selbst regieren, will mir nicht mehr selber helfen, will Ihn nicht mehr durch Zweifel an seiner Hilfe betrüben, will nicht mehr auf mich oder andere Menschen vertrauen; sondern in allen Lagen des Lebens, auch wo es am dunkelsten um mich ist, auch wo Gott zu schweigen scheint wie einst, als mein Vater den Esau segnen wollte, Ihn machen lassen, auf Ihn allein hoffen, Ihm allein vertrauen, auf Ihn unter allen Umständen unbedingt bauen. Dies scheint mir in Jakobs Munde das Wort zu bedeuten: Der Herr soll mein Gott sein. Damit hat er aber auch etwas Großes, Herrliches, Schweres gelobt.

Etwas Schweres, etwas, das dem trotzigem und verzagtem Menschenherzen am schwersten eingeht. Etwas, das nur wenige Menschen auf Erden ganz lernen und üben.

Und doch sollte dieses Gelübde des Jakob das Gelübde eines jeden Christen sein. Haben wir nicht ebenso herrliche, ja noch köstlichere Zusagen von Gott? Zusagen, die uns nicht im Traume, sondern durch den Mund des Eingebornen Sohnes geworden sind! Will er nicht auch uns wieder zurückbringen „in unseres Vaters Haus?“ Hat er nicht uns die Verheißung gegeben, dass „kein Haar von unserm Haupte fallen dürfe ohne seinen Willen?“ Dürfen wir ihn nicht Vater nennen? Solch herrlichen Dingen gegenüber sollte es doch auch in jedes Christen Herz mit tiefer Dankbarkeit wiederklingen: „Der Herr soll mein Gott sein.“ Ich will mein Herz diesem treuen Vater ganz geben. Ihn will ich lieben, Ihn allein. Ihm will ich vertrauen, immer, überall, unbedingt. Auf Ihn will ich hoffen in allen Dingen. Ihn will ich ehren mit meinem Leben. Ihm will ich gefallen, nur Ihm! – Warum steht es in so vieler Christen Herzen nicht so? Warum ist es dort oft so kalt, so leer? Warum das Herz so voll anderer Dinge, voll Lust, voll Sorge, voll Angst? Warum ist nicht der Herr deine Freude, deine Burg, dein Trost? Weil du seinen Verheißungen nicht glaubst, nicht ganz glaubst. – Herr, mehre uns den Glauben! Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!

② „Und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Denkmal, soll ein Gotteshaus werden.“ Dieses Gelübde hängt mit dem ersten zusammen. Es ist gewissermaßen die Außenseite derselben Sache. Es war eine schöne Sitte des alten Gottesvolkes, die Orte, wo Gott sich gnädig zu ihm herabließ, durch Denkmäler zu weihen. So hier Jakob, später Josua und Samuel, dessen Ebenezer eine Predigt für alle Zeiten wurde. Es waren einfache, schmucklose Steine, oder Steinhäufen, die nicht lange den Stürmen der Zeit widerstanden und von denen schon längst keine Spur mehr zu finden ist. Und doch waren sie, weil sie im Glauben und in dankbarer Liebe dem lebendigen Gott errichtet wurden, dauerhafter und von nachhaltigerem Einflusse, als alle anderen kunstvollen und großartigen Denkmäler der Menschen und Völker. Wie verschwindet doch der Nutzen und Ruhm der gewaltigen Pyramiden Ägyptens, die zwar heute noch stehen, gegen den längst verlorenen armen Stein, den einst der fromme Samuel bei Mizpa errichtete, dass er seinem Volke von einer Gnadentat seines Gottes predige. So lange die Welt steht, wird er fortpredigen, und schon Millionen haben auf ihrem Lebensweg denselben Ebenezer-Stein im Geiste wieder aufgerichtet. Auch in unserer Zeit werden viele Denkmäler errichtet, doch selten zur Verherrlichung Gottes, sondern meistens nur zum Ruhme der Menschen, oft schlechter Menschen. Doch diese bleiben nicht lange. Nach tausend Jahren, wo Jakobs und Samuels Steine noch stehen und predigen werden, könnte man wieder, – wenn man überhaupt auf dieser Erde dann noch etwas kann, – da und dort bekannte und noch mehr unbekanntere Größen aus dem Schutt hervorgraben, und die Torheit eines untergegangenen Geschlechtes, das den Staub, oft den Schmutz vergötterte, bewundern und bemitleiden.

Jakob gelobte, der Ort, wo ihm so große Gnade widerfuhr, solle ein Gotteshaus werden. Dort sollte vor Kindern und Kindeskindern anbetend der Liebestat seines Gottes gedacht und davon gepredigt werden. Jakob erinnerte sich an sein Gelübde, als er 20 Jahre später wieder in's Land Kanaan zurückkehren durfte. Er zog nach Bethel und baute dort einen Altar „dem Gott, der ihm erschienen war, als er floh vor seinem Bruder Esau.“

Es gibt in jedes Menschen Leben so viele Orte, die er durch ein Denkmal auszeichnen, die er zu einem Gotteshause weihen sollte! Von dem Ort an, wo deine Wiege stand, bis zu dem, wo man dein Grab gräbt, gibt es so viele Stationen, wo dein Gott dir schien, wo er

dir nahe trat, wo er dich segnete, einen Bund mit dir schloss, seine Gnade, sein unbegreifliches Erbarmen dir kund werden ließ; wo er dir vergab, viel vergab, dich wieder aufhob, tröstete, erquickte, deine Tränen trocknete, deine Angst verscheuchte; wo er dich äußerlich segnete und erfreute und deinen Lebensweg ebnete. Was hast du aus diesen Orten gemacht? Hast du sie vergessen? oder gar entweiht, durch Sünde verunreinigt? Was ist das für ein Ort, wo du gegenwärtig wohnst? Ist es ein angenehmer, lieber Ort, oder das Gegenteil? Warum ist er so? Warum bist du da so froh, oder so traurig? Prüfe dich doch darüber. Frage dich doch, was du aus diesem Orte gemacht hast. Fange dann doch einmal an, mit Jakob den Entschluss zu fassen: Dieser Ort soll ein Gotteshaus werden. Denn an diesem Orte hat dich dein Gott gesegnet und will dich segnen unerwartet, wunderbar. Dein Salon, deine Schlafkammer, deine Küche, dein Büro, deine Werkstätte soll ein Gotteshaus werden, ein Ort, den du weihest mit Gebet, mit Dankbarkeit gegen deinen Vater, der in's Verborgene sieht mit kindlich frommem Wandel vor deinem Gott. Wie oft werden diese Orte entweiht durch ungöttliches Reden und Tun. Das soll und muss anders werden. Und in dem Maße, als es anders wird, werden auch diese Orte liebliche Orte werden, wie immer sie äußerlich aussehen mögen. „Gottes Wohnungen sind lieblich, sehr lieblich, die einzig lieblichen auf dieser Erde, das wusste schon der Sänger des 84. Psalms. Wie lieblich wäre doch das Leben auf Erden, wenn jedes Haus, jede Hütte, jeder Ort, wo ein unsterbliches Menschenherz schlägt, ein Gotteshaus wäre! Da würde man allerwärts nichts anderes mehr hören, als „was lieblich ist, was wohl lautet;“ da würden die Berge und Lüfte widerhallen von „geistlichen, lieblichen Liedern,“ – es wäre allerwärts Freude und Friede im heiligen Geiste. Bis dieses Ziel im Großen erreicht wird, wollen wir im Kleinen trachten, diesen und jenen Ort, wo uns der Herr erschien, zu einem Tempel Gottes zu weihen.

③ „Und alles, was du mir gibst, davon will ich dir den Zehnten geben.“

Ein wichtiges Kapitel! – Als einst Abraham siegreich von der Schlacht heimkehrte, trat ihm Melchisedek, Priesterkönig zu Salem, entgegen und segnete ihn. Abraham gab ihm dann den Zehnten. Dies ist das erste Mal, dass wir etwas vom Zehnten in der heiligen Schrift lesen. Es war ein Akt der Dankbarkeit von Seiten Abrahams gegen seinen Gott und dessen Priester. Jakob kannte wohl diese Geschichte aus dem Munde seines Großvaters und folgte dem schönen Beispiele nach. Doch ist zwischen beiden ein Unterschied. Abraham war schon ein reicher Mann, als er anfang, den Zehnten zu geben. Jakob dagegen tat das Gelübde, als er noch arm, sehr arm war. Er hatte noch nichts, als die Verheißungen seines Gottes. In diesem war er allerdings schon reich, sehr reich, und darin unterscheidet er sich von vielen anderen Menschen.

Dass diese Männer Gottes damit das Rechte getroffen, in freier Weise den Willen Gottes erkannt und geübt haben, geht daraus hervor, dass Gott später dem Volke Israel das Geben des Zehnten in einem ausdrücklichen Gebot verordnet hat. Selbst ein doppelter Zehnte wurde geboten, teils zur Bestreitung des Tempeldienstes, teils für die Armenpflege. Denn es sollte unter dem Volke Gottes kein Bettler geben.

Schauen wir aber den Jakob und sein Gelübde noch etwas näher an. „Von allem, was du mir geben wirst, will ich dir den Zehnten geben.“ Wie naiv klingt doch dieses Gelübde. Jakob hat nichts, und sagt nun dem reichen Gott, dem Gebet aller Gaben, er wolle ihm gerne den Zehnten geben von allem, was er von Ihm empfangt. Das klingt selbst schlau. Denn wer möchte nicht gerne mit einem reichen, freigebigen Manne den Kontrakt machen, ihm den Zehnten wieder zurück zu geben, so oft er ihm ein Geschenk mache? Man sollte meinen, dieser Gedanke müsste jedem armen, hilflosen Menschen einleuchten.

Zumal in unserer Zeit sollte man glauben, dass es so kluger Spekulanten viele gebe. Allein dem ist nicht so. Jakob steht ziemlich allein da und seiner Nachahmer sind wenige. Auf den ersten Blick scheint auch Jakobs Gelübde nicht gerade etwas Nachahmungswertes zu sein. Wäre er ein reicher Mann gewesen, dann wäre es anders. Dann hätte sein Gelübde ein Opfer gefordert; Aber in seiner Armut klingt es wirklich fast wie eine Spekulation.

Nun ja. Jakob wollte reich werden. Auch in seinem Herzen wohnte der Zug, den jeder in sich spürt. Als Sohn eines reichen Hirtenfürsten war ihm die Armut doppelt empfindlich. Zudem war ihm Reichtum verheißen. Wir sind eben alle zum Reichsein geschaffen, das fühlt jeder und deshalb ist auch jedem Menschen die Armut drückend, wenigstens so lange, bis er sich in kindlicher Ergebung darein gefunden und einen ewigen Reichtum im Glauben ergriffen hat. Wir wollen also das dem Jakob gerne durchgehen lassen. Steht er in diesem Zuge nicht höher als die meisten andern Menschen, so können wir auf der andern Seite doch wieder viel von ihm lernen. Vor allem das: Er wusste und glaubte auf's Bestimmteste, dass alle irdischen Güter Gottes Gaben sind, dass auch in äußerlichen Dingen der Mensch sich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Hierin hätten nun wohl die allermeisten Menschen, die meisten Christen eingerechnet, Ursache, bei Jakob in die Schule zu gehen. Immer mehr wird das in unserer Zeit vergessen, oder bleibt wenigstens in den Hintergrund gedrängt, dass alles, – Leben, Gesundheit, Fähigkeit, Gelegenheit zu arbeiten, Verdienst, Nahrung, auch die im Schweiß verdiente Nahrung, – dass die Familie, Weib und Kinder, Haus und Hof, Stellung und Beruf, dass alles, alles des großen Gottes Gaben sind. Wäre dem nicht so, so gäbe es mehr Zufriedenheit, mehr Dankbarkeit, weniger Klagen und Murren unter den Menschen. Wie viele Menschen gehen doch über die Erde, denen diese einfache Wahrheit auch nicht einmal lebendig zum Bewusstsein kommt! Und wie viele andere, die sie zwar von Jugend auf wissen, tragen sie als totes Kapital in sich herum, das sie reich und glücklich machen könnte, wenn sie es in Glauben umsetzen wollten, das aber für ihr trauriges Leben keinen Pfennig Zins trägt.

Sodann aber steht Jakob bei näherer Betrachtung mit seinem Gelübde wahrhaft groß da und dürfte Reichen und Armen, im Besonderen jungen Leuten, als nachahmungswertes Beispiel dienen. Er besitzt nichts, als einen Wanderstab, verspricht aber, seinem Gott von allem, was er erwerbe, den Zehnten zu geben. Er hat gearbeitet, schwer gearbeitet, wie er selbst nachher erzählt. Er baute seine Zukunft nicht auf „gut Glück,“ sondern auf treue Arbeit, und versprach von seinem erarbeiteten Gut den Zehnten. – Mancher junge Mann würde im Leben besser fahren, wenn er auf der Schwelle des Vaterhauses sich das Leben und die Gelübde des Jakob erst recht ansehen und davon lernen wollte.

Würden wir aber heute mit der Forderung des Zehnten – ich will nicht sagen vor die Leute überhaupt, sondern nur vor die Christen treten, so würden wir bei sehr vielen übel ankommen. Da steht eine ganze Reihe reicher, äußerlich gesegneter Christen. Sie geben zum Reiche Gottes ihre Beiträge, oft schöne Beiträge. Aber nur bei wenigen mag es den Zehnten ihrer Einnahmen ausmachen. Natürlich! Der Zehnte von einigen Millionen, – das ist eine bedeutende Summe! Das ist zu viel. So viel zu geben kann man mir nicht zumuten, meint der Reiche. Kann man doch vom Zehnten des Zehnten schon da und dort „schöne Gaben“ austeilen. Und der Unbemittelte, der von seinem spärlichen Verdienst lebt, der soll nun gar noch den Zehnten davon geben! Da geht's erst recht nicht. Es will ja so nirgends recht reichen. Ja, sagt er, wenn ich reich wäre, weniger Sorgen hätte, getroster in die Zukunft schauen könnte, dann wollte ich so ein Gelübde wohl gerne auf mich nehmen. So findet jeder Ausreden, um sich zu entschuldigen. – Weil Abrahams

Glaube und Jakobs Dankbarkeit selten werden, so kommt es, dass sie auch, der reiche Abraham und der arme Jakob, mit ihren Gelübden ziemlich einsam dastehen.

Aber diese Forderung an die Christen zu stellen, Jakobs Gelübde zu dem ihrigen zu machen, haben wir, so sagt man, gar kein Recht. Das wäre ein alttestamentlicher, gesetzlicher Standpunkt. Im Neuen Testament ist der Zehnte nirgends geboten.

Ich wurde vor einiger Zeit aufgefordert, irgendwo auf einem Missionsfest zu reden. Meine Instruktion lautete dahin, dass ich zuletzt reden und den Leuten die Herzen und Hände öffnen sollte. Meiner langen Rede kurzer Sinn war dann ungefähr der, dass wir Christen zu dem uns aufgetragenen Bau des Reiches Gottes doch regelmäßig beizusteuern uns gewöhnen müssen, und nicht nur dann etwas geben sollen, wenn man uns erst eine Weile darum anpredigt. Ich wies dabei hin auf den Befehl des Paulus in 1. Kor. 16,2 und auf das Beispiel des Jakob, das uns hier beschäftigt. Ich habe auch nachher aus der Gemeinde durch Briefe Zeugnis empfangen, dass ich nicht umsonst geredet hatte. Bei den dabei beteiligten Pfarrern kam ich aber leider übel an. Kaum hatten wir die Kirche verlassen, als sie ziemlich einmütig über mich herfielen und mir ungefähr sagten: „Wer zu viel verlangt, kriegt gar nichts,“ und dass der Zehnte ein alttestamentliches Gebot sei, dass aber dem Christen, wie Paulus sage, überhaupt kein Gebot in dieser Beziehung gegeben sei. Ich ließ den Sturm über mich ergehen, prüfte mich und die Sache wiederholt, konnte aber bis heute nicht einsehen, dass ich gefehlt haben soll, und dass die Leute im alten Bunde, weil unter dem Gesetze, größere Verpflichtungen hätten haben sollen, als wir Christen, weil es uns nicht ganz ausdrücklich in dieser Form geboten ist.

Treten wir doch der Sache etwas näher. Der Zehnte ist uns wirklich im neuen Testamente nicht geboten. Aber was ist uns denn da geboten? Gar nichts? Dem Gerechten ist allerdings kein Gesetz gegeben. Aber wer ist dieser Gerechte? Jeder Christ? Ja, so sollte es sein; aber es ist leider nicht so. Jeder der Gottes Willen tut, auch in dieser Sache, ist ein Gerechter in dieser Sache. Was ist des Herrn Wille? Wer Matth. 6,24 – 34; Matth. 13,44 – 46; Luk. 16; 2. Kor. 8,9 und noch viele andere Stellen des Neuen Testaments aufmerksam liest; ja wer sich überhaupt in den Geist des Neuen Testaments hineinlebt, der muss erkennen, dass für den Christen das irdische Gut überhaupt nur Mittel zu einem höheren Zwecke, zu dem des Reiches Gottes ist. Ein Christ hat kein irdisches Eigentum. Dies ist ihm „das Fremde,“ das zur Verwaltung nach Gottes Willen Anvertraute, das Unwahrhaftige, der ungerechte Mammon, mit dem er sich Freunde machen soll in der Nähe und in der Ferne. Etwas, an dem der Herr seine Treue prüfen und erkennen will, wo er das Herz habe. Wer sich selbst dem Herrn ganz ergeben hat, wie kann der eigentlich noch im Ernste von seinem Eigentum, von seinem Vermögen sprechen, wenn er dabei an etwas anderes, als an den Herrn und seine himmlischen Güter denkt? Wer wirklich dem Herrn ganz angehört, der gehört Ihm an mit allem was er hat,¹ nicht nur mit dem Zehnten davon, und sollte dann auch imstande sein, wie die ersten Christen, Ihm, wenn Not da ist, alles zu geben, oder doch etwas mehr als den Zehnten, oder doch mindestens den Zehnten, der schon im Alten Testament gegeben werden musste. Wer aber meint, der neutestamentliche Standpunkt der christlichen Freiheit dürfe auch dahin verstanden werden, dass man in der irdischen Sorge für sich und seine Familie nichts, oder nur erbärmlich wenig für Christi Reich gebe, der steht in Gefahr, weder auf alttestamentlichem noch neutestamentlichem

1 Calvins Wahlspruch war: sich gehöre mit allem, was ich bin und habe, Jesu an und ich suche sonst nichts-als nur Seine Ehre!

Standpunkte, sondern auf dem des reichen Jünglings zu stehen, auch wenn er nicht gerade so viele Güter hat, wie jener hatte. Man predigt in unserer Zeit so viel von der „Heiligung durch den Glauben,“ und ich halte das für etwas Gutes und freue mich darüber. Aber ich glaube, dass es leeres Stroh gedroschen heißt, so lange man in der Abstraktion bleibt und nicht in's praktische Leben übergeht. Mancher gibt theoretisch sich selber zehnmal lieber dem Herrn, als dass er Ihm nur den Zehnten seines Gutes oder seines Verdienstes gibt. Er meint, dies gehe leichter. Er täuscht sich gewiss und wird es einmal erkennen, dass er in Täuschung lebte. Die Heiligung ist etwas Praktisches. Ich will natürlich nicht sagen, dass sie darin bestehe, dass man den Zehnten gibt. Mancher mag den Zehnten und noch mehr für Gottes Sache opfern und wird doch verworfen, und manch' anderer mag sich selber oft dem Herrn übergeben haben – und es war eben nur Spreu. Möge doch der Herr seine Leute klug, treu und tapfer machen! Wir haben es so nötig in dieser zerfahrenen Zeit.

Wenn aber gar Christen dahin kommen, dass sie meinen, ihr Vermögen sei „das Pfund, das der Herr ihnen anvertraut habe,“ wie mir vor einiger Zeit ein sonst lieber Christ, der selbst Bibeln verkauft, sagte, als wir über diesen Gegenstand sprachen: dann finde ich mich nicht mehr recht durch. Das wäre doch wahrlich bequem. Da hätte man nichts Besseres zu tun, auch Christen nicht, als zu trachten, mit dem ererbten Kapital, sage „Pfund,“ zehn andere zu gewinnen, – es zu verzehnfachen, und man würde gar einst im Gerichte vom Herrn noch dafür gelobt!

Machen wir uns doch die Sache klar. Der Herr hat geboten, dass wir sein Reich bauen. Dies ist für uns eine heilige Pflicht, und zugleich die höchste Ehre. Wir sollen alle selbst Hand anlegen, wo wir können. Aber der Kreis unseres Handelns ist sehr beschränkt. Nicht jeder kann Missionar werden, oder eine Anstalt für innere Mission gründen. Andere tun das für uns und rechnen dabei auf uns. Nun sieht man aber allerwärts, dass sich die Leute, die sich voran wagen, in uns täuschen. Man kann seit langer Zeit keinen Jahresbericht irgend eines christlichen Werkes in die Hand nehmen, ohne auf Defizite, auf Klagen über Mangel an Mitteln, auf dringende Bitten um Hilfe zu stoßen. Das Feld ist allerorts reif zur Ernte. Der Herr macht Bahn. Aber die Christen geben die Mittel nicht zum Vorwärtsgen. Warum? Weil sie sie etwa nicht haben? Bewahre! Der Herr gibt die Mittel seinen Kindern, denen er den Befehl gab. Er gibt nie Befehle ohne die Mittel zum Ausführen. Aber die Kinder, die die Mittel zum Bau des Reiches Gottes empfangen, besinnen sich und fragen, ob sie nicht besser täten, einen Acker zu kaufen, oder ein Haus, oder sonst etwas zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens. Die Weltkinder machen es ja auch so. Sollte denn der Herr verlangen, dass sie, die Kinder Gottes, es schlechter haben auf Erden? Konnte Er ihnen die Mittel zu etwas Anderem in die Hand gegeben haben, als zunächst dazu, das Leben sich auch so angenehm als möglich zu machen? Man macht es anständiger, als die Weltkinder. Man gibt selbst noch etwas für des Herrn Werk, – aber entsetzlich wenig. Man behält das meiste für sich.

Ich bin überzeugt, dass die meisten Christen, die sich mit den Werken des Reiches Gottes beschäftigen und die große Not allerwärts hören, in Bezug auf ihre persönlichen Opfer kein ganz ruhiges Gewissen haben. Vielen Christen macht freilich ihr Gewissen darüber keine Vorwürfe, sie beschäftigen sich mit nichts anderem, als mit sich selbst.

Es gehört zur Herrlichkeit des Reiches Christi auf Erden, dass es arm ist. Christus, der König des Reiches, ging als der Ärmste über die Erde; sein Reich desgleichen. Dass es so ist, gehört aber nicht zur Herrlichkeit der Christen. Es werden der Witwenscherflein (Luk. 21,3.4), d. h. der Gaben, die ein Opfer kosten, immer weniger.

Man gibt vom Erübrigten. Wer nichts übrig hat, gibt nichts. Und bei der Lebensweise unserer Zeit haben die meisten eben nichts übrig.

Immerhin gibt es noch Ausnahmen. Ich wurde vor einiger Zeit in einer Bibelstunde auf diesen Punkt geführt und sagte meine Gedanken offen darüber. Bald darauf bekam ich ein freundliches Brieflein von einer lieben, braven aber armen Frau aus meiner Gemeinde mit dem Zehnten ihrer Monatseinnahmen aus ihrem kleinen Geschäft und mit dem Versprechen, von nun an mit des Herrn Hilfe, jeden Monat den Zehnten zu geben. Diese Frau, von einem bösen Mann verlassen, erzieht ohne fremde Hilfe, allein durch ihre Arbeit, vier kleine Kinder. Sie schickt mir nun seit Monaten ihre Gaben, oft im Betrage von 20 Fr. In einem Winter, wo durch allgemeine Geschäftsstockung hunderte von Arbeitern geschäftslos und ihre Familien an die Wohltätigkeit anderer gewiesen waren, hat diese Frau 120 Fr. für die Mission gegeben. Ich bin überzeugt, dass die Frau ihren Kindern auf der Bank Gottes einen Schatz sammelt, der ihnen mehr nützen wird, als jegliches Erbe. Möchte es doch bald viele solcher Glaubensgeber geben! Dann könnte es wohl auch noch dahin kommen, dass man vom neutestamentlichen Bundesvolke rühmen dürfte, was in 2. Mose Kap. 35 und 36 von dem befreiten Israel geschrieben ist, wo es besonders im Kap. 36,5 heißt: „Das Volk bringet zu viel, mehr denn zum Dienste des Werkes Not ist, das der Herr zu machen geboten hat.“

Ist wohl schon jemand durch ein gehorsames, opferfreudiges Geben zur Sache des Herrn arm geworden? Ich glaube nicht. Ich glaube aber wohl das Gegenteil. Und dabei fällt mir folgende Geschichte ein, die ich kürzlich irgendwo gelesen habe. Ein armes, missgestaltetes Mädchen hätte auch gerne etwas für die Sache des Herrn getan und entschloss sich, jede Woche 3 Kreuzer zu geben. Das Kartoffeläckerlein, das sie bebaute, wurde jedes Jahr so gesegnet, dass sie am Ende des Jahres ihre Habe auf 120 Gulden anschlagen konnte und nun beschloss, täglich einen Kreuzer zu geben. Am Ende des folgenden Jahres hatte sie einen noch reicheren Segen und entschloss sich aus Dankbarkeit, nun täglich 3 Kreuzer für des Herrn Sache auf die Seite zu legen. Es ging von Jahr zu Jahr herrlicher, und am Ende des zehnten Jahres ihrer treuen Übung hatte sie ein Vermögen von 3000 Gulden, und opferte freudig täglich einen Gulden. „Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Einen fröhlichen Gebet hat Gott lieb.“

Mancher Arbeiter würde mit seinem kleinen Verdienst weiter kommen, wenn er ein Scherflein davon dem Herrn weihen wollte, und manches Kapital wäre wohl nicht verloren gegangen, oder würde nicht dem Untergang geweiht sein, wenn es redlicher mit dem Herrn geteilt würde. Er braucht zwar uns und unser Geld nicht; aber wir brauchen Ihn und seinen Segen.

Wer kennt nicht die kleine Geschichte vom Pfarrer Oberlin, wie eines Tages, bald nach dem Tode seiner Gattin, die Magd mit verstörtem Gesicht in sein Zimmer kommt und ausruft: Herr Pfarrer, die Ratten haben die Wäsche gefressen! Der Pfarrer beruhigte die treue Magd und meinte, so arg werde es doch wohl nicht sein. Sie soll nun eben die noch guten Stücke abschneiden und aus zwei Tischtüchern eines machen u.s.w. Als die Magd aber fort war, da fiel es doch auch Oberlin schwer auf's Herz und er fragte betend seinen Gott, warum Er ihm das habe zustoßen lassen. „Erst hast du mir mein teures Weib weggenommen, und nun lässtest du mir durch die Mäuse die Wäsche fressen!“ Als er wieder das Wort Gottes zur Hand nahm, fiel sein Blick auf eine Stelle, die vom Zehnten handelte. Das überraschte ihn. Er verglich andere Stellen, studierte die Frage und kam zu dem Resultat, dass es Pflicht der Christen sei, den Zehnten zu geben, wie es in Israel

geboten war. Er demütigte sich vor dem Herrn, weil er Ihm bisher den Zehnten vorenthalten habe, und gab ihn fortan trotz seines geringen Einkommens.

„Euch geschehe nach eurem Glauben.“

„Wie geschrieben steht: Der viel sammelte, hatte nicht Überfluss; und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel.“

V.

In der Fremde, Gründung der Familie.

1. Mose 29 und 30

1. Eine wichtige Begegnung und ihre Folgen.

Heine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.“ – „O dass du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom.“

Es gibt in jedes Menschen Leben verhängnisvolle Begegnungen mit andern Menschen, die auf unsern Lebensgang einwirken und ihn zum Guten oder zum Bösen wenden. Manchen Menschen kommt das bei ruhigem Nachdenken zum Bewusstsein, anderen bleibt es verborgen bis zum Tag der Offenbarung in der Ewigkeit. Der Einfluss eines Menschen auf den andern ist von viel größerer Tragweite, als wir gewöhnlich glauben. Wie mancher große Mann wäre das nicht geworden, was er wurde, wenn er nicht zu rechter Zeit von einem andern angeregt worden wäre. Wie mancher verkommene Mensch wurde durch bösen Umgang auf die Bahn des Verderbens gezogen. Schon oft haben mir Sträflinge im Gefängnis bekannt, dass die Bekanntschaft mit einem Menschen sie in's Elend gebracht habe. Wäre jener Mensch ein edler, frommer Mensch gewesen, wie ganz anders wäre dieses Leben ausgefallen, das sich so unbewacht seinem Einflüsse hingab. „Darum wachet und betet, dass ihr nicht in Versuchung fallet,“ sagt der Herr.

Ganz im Besonderen üben die ersten Begegnungen im Leben einen tiefen, oft entscheidenden Einfluss auf das junge, unbewachte und unerfahrene Herz aus. Und wie manch edel angelegtes Leben wurde schon dadurch zerstört, wie manches Lebensglück für immer zertrümmert. Eltern können deshalb nicht genug betend und mahnend über ihren Kindern wachen. Ist es doch schon nicht gleichgültig, neben welchem Kinde das deinige in der Schule sitzt, oder welches Kindsmädchen dein Kind hütet. Tritt aber erst der Jüngling oder die Jungfrau aus dem Vaterhause in die Welt hinaus, wo sie im Gefühle des Alleinstehens sich rasch dem ersten besten Menschen, der ihnen freundlich begegnet, anzuschließen geneigt sind, so ist die Gefahr doppelt groß für sie. Wie oft war da schon das erste Begegnen verhängnisvoll. Wohl kann der barmherzige Gott, der uns nachgeht, manches wieder gut machen; aber es geht dabei durch viel Leid und Weh, das man sich hätte ersparen können.

So ging es dem Jakob. Wir wissen nicht, wie lange seine Reise dauerte: der Bericht versetzt uns, nach der Erzählung von der Himmelsleiter, sofort zu seiner Ankunft am Brunnen bei Haran. Hier erleben wir nun einen merkwürdigen Kontrast, der sich in Jakobs Herzen offenbart und der uns zeigt, dass des Menschen Herz zu allen Zeiten wankelmütig, trotzig und verzagt ist. Kaum ist die Angst und die Sorge der beschwerlichen Reise überstanden, so fällt auch das Herz, das sich in der Not so innig an den Herrn

angeklammert, wieder herunter und steht jeder Versuchung offen. Er sieht Rahel, seine Cousine. Und wie nach langer, stürmischer Seereise beim Anblick der heimatlichen Gestade das Herz des Seemanns freudiger schlägt, so überkommt auch den Jakob ein Heimatsgefühl. Er begrüßt Rahel, küsst sie und weint. Wohl war sie ihm fremd, er hatte sie nie gesehen; aber sie war ja seine Verwandte und so könnte man ihm die etwas stürmische Begrüßung wohl verzeihen. Aber Rahel war schön, und das bemerkte Jakob gleich. Und der fernere Verlauf der Geschichte lässt durchblicken, dass Jakob hier am Brunnen gleich sein Herz verlor, und dass bei der etwas zu herzlichen Begrüßung der Verwandten wohl schon ein anderes Gefühl sich geltend machte. Wir wollen nicht fragen, was wohl Rahel bei diesem unerwarteten Gefühlsausbruch eines Fremdlings, dessen Toilette wohl ziemlich zu wünschen übrig gelassen haben mochte, gedacht habe. Sie ließ die Sache über sich ergehen und eilte zum Vater. Verletzt war sie immerhin dadurch nicht, wie die Folge zeigte.

Es wäre hier Gelegenheit, den heutigen Schwestern der Rahel allerlei nützliche Bemerkungen zu machen. Wir wollen, weil der Punkt gar delikater ist, nicht lange dabei bleiben. Sie werden gelegentlich schon noch einiges hören. Jetzt nur das. Man sagt ihnen nach, sie hätten an den Männern gerade das gerne, wenn sie in entscheidenden Augenblicken mutig seien. Verzagte oder schüchterne Männer verspotten sie gerne. Wenn das so ist, so ist es recht töricht. Viele Männer, und gewiss nicht die schlechtesten, sind den Frauen gegenüber oft recht schüchtern, oft verzagt, besonders wo es sich um etwas Wichtiges handelt.

Wir wollen aber zunächst bei Jakob bleiben und von ihm einiges lernen. „Es ist ein köstliches Ding, dass das Herz fest werde.“ Jakobs Herz war noch nicht fest. Weder die tiefe Trübsal, durch die er eben geführt wurde, noch die überaus herrlichen Erfahrungen von der Treue und dem Erbarmen seines Gottes hatten einen nachhaltigen Einfluss auf sein Wesen ausgeübt. Ein schönes Frauenangesicht genügte, ihn hinzureißen zu ungöttlichen Schritten. Er hat sofort viel vergessen und nicht viel gelernt. Und wie viel Christen gleichen ihm! Ist Trübsal da, selbst bereitete Not, da schreit das Herz zum Herrn und man meint, alle Torheit sei nun für immer überwunden und der Leichtsinn geheilt. Sobald aber durch Gottes gnädige Hilfe der dunkle Weg wieder ins Freie ausmündet, so ist mit der Angst auch jeder gute Vorsatz vergessen. Das Gebet wird seltener und lauer, der Blick richtet sich wieder auf die Welt, statt nach Oben, und das sonst so verzagte Herz ist wieder trotziger und leichtsinniger, als vorher. Da hat dann der Versucher gewonnenes Spiel. Leicht reißt er das schwache Herz in neue, größere Unvorsichtigkeit und schlägt uns Wunden, die nimmer ganz vernarben. „Herr, habe acht auf mich!“ „Hilf wachen und beten!“

Jakob war fest gefangen. Kaum einen Monat war er im Hause, als er feierlich bei Laban um Rahel wirbt und sie um teuren Preis erkauft. Sieben Jahre dient er um sie.

Diese Handlung des Jakob hat etwas Löbliches, Poetisches, etwas Heroisches und zeugt von wahrer, tiefer Liebe zu Rahel. Sie ist um so bemerkenswerter, je mehr man sie mit den Eheschließungen unseres Geschlechtes vergleicht. Wie selten ist doch eine wirkliche Liebe, eine Liebe, die auch zu einem Opfer fähig wäre, das Motiv der Eheschließung von Seiten unzählig vieler Männer. Wie oft sind es niedrige Beweggründe, die vielleicht oft dem Manne selber nicht vollkommen zum Bewusstsein kommen, deren sich aber jeder ehrenhafte Mann schämen sollte. Müsste aber gar heute der Mann seine Frau – ohne alles Weitere – um so teuren Preis erwerben, wie wenig Männer hätten da

wohl Mut und Charakter genug! Jakob dient sieben Jahre um Rahel „und es däuchte ihn, als wären es Tage, so lieb hatte er sie“ – und dann bekam er sie erst nicht, sondern durch Betrug seines Schwiegervaters die Lea. Da dient er um Rahel nochmals sieben Jahre! Wahrlich, in diesem Jakob steckte ein Charakter, ein ganzer Mann, der wusste, was er wollte; der in Herzenssachen seiner nicht spottet! ließ, dem die Liebe etwas Heiliges war, – ein Mann, wie die Weltgeschichte nur wenige aufweist und unsere Zeit vielleicht keinen. Das war keine Schwärmerei, wie sie wohl auch heute vorkommt und sich oft tief verirrt bis zum Selbstmord; nein, das war eine treue, wahre Liebe, die vierzehn Jahre lang den schwersten Dienst ertrug, ohne zu wanken.

Aber nun eine andere Frage. War Jakobs Liebe zu Rahel auch göttlich und seine Ehe mit ihr nach Gottes Willen? Nach der bisherigen Betrachtung könnte man es glauben. Man sollte denken, dass etwas so Tiefes und Inniges, wie Jakobs Liebe zu Rahel, nur von Gott gewirkt sein könnte, – und doch ist dem nicht so. Jakob hat entschieden nicht nach Gottes Willen gehandelt.

Vor allem fällt die große Eile auf, mit der er die Sache betreibt. Er kannte wohl die schöne Geschichte, wie einst der treue Elieser es angriff, als er für seinen Vater auf Werbung ausgesandt wurde; aber gelernt hat er von dem treuen Knechte nichts. Er fragt nicht seinen Gott um Rat, er bittet nicht um Seine Leitung. Er handelt nach eigenem Eindruck, nach sinnlicher Rücksicht. Er kommt nicht zur Besinnung in den ersten vier Wochen, nicht in den sieben Jahren, nicht nachdem er mit Gottes Zulassung die Lea zum Weibe hatte. Es scheint, dass er in dieser Sache überhaupt nicht nach Gottes Willen fragte, sondern seinen Willen durchsetzen wollte. Und das ist immer schlimm.

Er hat sich damit zwei Frauen aufgeladen, was gewiss gegen Gottes Willen war, wenn es auch vor Menschen zu jener Zeit anders beurteilt wurde, als heute. Er hat sich damit ein trauriges, heimatloses Familienleben bereitet, voll Neid und Streit, voll Unfrieden und Herzeleid. Das war nicht nach Gottes Willen so, sondern das war Folge seines Eigenwillens. Des Menschen Wille ist nie sein Himmelreich, aber oft seine Hölle.

Am meisten aber spricht das gegen Jakob und Rahel, dass nicht sie, sondern Lea, die Stammutter des Heilandes wurde. Jakob war der Träger dieser großen Verheißung. Wie Gott ihn dazu aus Gnaden erwählt hatte, so hatte er gewiss auch die Gehilfin des Jakob dazu vorherbestimmt, und das war nicht die schöne Rahel, sondern die geringe Lea „mit den blöden Augen.“ Der Herr sieht eben das Herz an und nur der Mensch sieht auf das, was vor Augen ist, und lässt sich leider immer wieder dadurch bestimmen. Es ist des großen Gottes freundliches Tun, „das Unedle vor der Welt, und das Verachtete, und das da nichts ist zu erwählen, auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ Hätte Jakob in dieser wichtigen Sache nüchtern gehandelt, sie betend vor Gott gebracht, Gottes Willen allein treffen wollen, so hätte ihn Gott gewiss sicher geleitet und er wäre auch mit einer äußerlich weniger schönen Frau ein glücklicherer Mann geworden, als er es so wurde. Jedenfalls hätte er sich und seinem Hause viel Herzeleid erspart. Wie viel Gottesarbeit gehörte noch dazu, wie viel Liebe und Ernst, wie viel Zerbrechen und Angst, bis Jakob frei von sich selbst wurde und sich einfältig und kindlich der Führung seines Gottes überließ!

Möchten doch die Menschen glauben, dass unser Gott ein treues Aufmerken auf uns hat, dass er unsern Lebensweg geordnet, bis in's Kleinste überdacht hat. Möchten besonders junge Leute glauben, dass der Herr jedem ein freundliches Los, ein wahres, wenn vielleicht auch bescheidenes Glück bereitet hat. Wenn er die Haare unseres Hauptes gezählt, und keines zur Erde fällt ohne seinen Willen, so lässt er dich auch in größeren

Dingen nicht allein. Besonders bei dem wichtigsten Schritte deines Lebens, bei der Wahl deines Gatten, leitet er dich, wenn du dich leiten lässtest. Tust du das, wartest du auf deinen Gott, gehst du nicht eigene, selbstgewählte Wege, so wirst du wohl fahren. Wir wollen aber hier Veranlassung nehmen, ein offenes Wort an die Frauen, an die christlichen Mütter und Jungfrauen zu richten. Jakob gründete seinen Hausstand. Eine traute Heimat aber fand er in demselben nicht. Das war nächst seiner eigenen Schuld besonders die Schuld seiner Frauen.

2. *Ein Wort an die Frauen.*

Es ist ein ebenso wichtiges als schwieriges Thema, zu dessen Besprechung wir gehen. Schwierig, weil wir ja nicht bloß die schöne, die ideale Seite desselben besprechen dürfen, sondern weil wir uns alsbald erinnern müssen, dass gerade auf diesem Gebiete die Wirklichkeit so weit hinter dem Ideal zurückbleibt. Hier hat ja die Sünde die größten Zerstörungen angerichtet.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Frau in unserem gesellschaftlichen Leben die erste Stelle einnimmt. Alles dreht sich – mehr als man es auf den ersten Blick glauben möchte – um das weibliche Geschlecht. In der Familie, bei geselligen Vereinigungen, öffentlichen oder privaten, beherrscht das weibliche Geschlecht meist unbewusst die Gesellschaft. Die Männer sind in Gegenwart von Frauen alsbald ganz anders, geben sich besser oder schlechter, je nachdem die Frauen sind, mit denen sie verkehren. Die Männer sind leider häufig genug den Frauen gegenüber das schwache Geschlecht. Die Frau kann in den meisten Fällen aus dem Manne machen, was sie will. In kleinen wie in großen, in guten wie in bösen Dingen kann mancher Mann, wie Adam, von seiner Frau sagen: „Das Weib, das du mir zugesellet, gab mir von der Frucht, und ich aß.“ Zu allen Zeiten ging in sittlicher Beziehung das meiste Gute oder Böse vom weiblichen Geschlechte aus. Die Arbeit, das Schaffen und Streben, die Kunst, die Freude und das Vergnügen, alles dreht sich in engeren oder weiteren Kreisen um die Frau, oder hat sie im Hintergrund. Wenn man die Taten manches großen, in der Geschichte epochemachenden Mannes analysieren und den Anteil, den Frauen, etwa eine Mutter oder Gattin, daran hatten, davon abziehen könnte, wie wenig eigenes bliebe da manchem übrig! Und wenn man aus dem Leben manches Helden der Bosheit, sei er König oder Bettler, den Anteil ausscheiden könnte, der auf Rechnung der Frauen kommt, die in sein Leben eingegriffen, wie ganz anders würde sich das Resultat gestalten!

Wenn wir diese Bemerkungen vorausschickten, so taten wir es nur, um die wichtige Stellung, welche die Frau in unserer Gesellschaft einnimmt, hervorzuheben, und ihr die große Verantwortlichkeit nahe zu legen, die daraus für sie erwächst. Es ist wahrlich von der größten Bedeutung, dass die Frau sich ihres Einflusses bewusst werde, damit sie ihn in rechter Weise ausübe. Der Frau wird zu wenig gesagt von dem, was auf ihre Rechnung kommt, wofür sie die Verantwortung trägt. Wie ganz anders wäre die Gesellschaft, wie ganz anders würde es in den Familien aussehen, wenn die Frauen anders wären, wenn sie ihren Einfluss mit Bewusstsein zum Guten ausübten, wenn sie ihrer Verantwortlichkeit mehr eingedenk wären. Wenn wir das ungeheure materielle und geistige Elend, das auf der Menschheit lastet, das namenlose Leid, das tiefe Verderben, die drückende Not ansehen, – wir wollen den Anteil der Männer daran nicht schmälern, müssen aber doch

behaupten, dass viel, wenn nicht das meiste davon, den Frauen zur Last fällt, ohne dass viele von ihnen eine Ahnung davon haben, so sehr sie selbst darunter leiden.

Den großen Einfluss, von dem wir sprechen, hatten die Frauen freilich nicht immer, und haben ihn noch heute nicht allerwärts. Erst das Christentum, das Evangelium, gab der Frau die dem Manne ebenbürtige Stellung. Das Heidentum kannte und kennt sie bis heute nicht. Wir wollen nicht auf den naheliegenden Gedanken eingehen, dass die Christenheit von einem Extrem in's andere fiel, dass sie den Frauenkultus zu weit treibt, dass sie die Frau um ebenso viel über ihre natürliche Stellung erhebt, als das Heidentum sie darunter erniedrigt. Wir wollen auch die Schäden nicht aufzählen, die aus diesem ungesunden Zustande erwachsen; wir wollen vielmehr den Frauen alle die Achtung und Huldigungen, die ihnen die Gesellschaft darbringt, von Herzen gönnen, dürfen aber nicht unterlassen, sie an die daraus entspringende erhöhte Verantwortlichkeit zu erinnern. „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen.“ Ganz besonders liegt uns aber daran, die Frauen an die besondere Pflicht der Dankbarkeit gegen den Herrn und sein Evangelium zu mahnen, dem sie gerade so unendlich viel zu verdanken haben. Das Evangelium hat uns allen Erlösung von der Sünde, Freiheit, Leben und Seligkeit gebracht. Den Frauen hat es aber außer diesen geistlichen Gaben auch noch eine unschätzbare irdische Gabe zugeteilt. Es hat sie aus der tiefen Schmach und Entwürdigung, aus der Wertlosigkeit, der Verachtung und der heidnischen Frauen-Sklaverei herausgehoben und sie wieder geadelt.

Dafür schuldet das christliche Weib dem Evangelium als seinem größten Wohltäter ganz besonderen Dank. Diesen Dank soll jedes christliche Weib damit abtun, dass es sich mutig auf seine Seite stellt, es bekennt und durch den oben berührten Einfluss überall zu fördern und zu verbreiten sucht. Die Frauen wären allerwärts die besten Missionare für die innere Mission, wenn sie es sein wollten. Sie können in der Familie und in der Gesellschaft dem Evangelium unendlich viel Vorschub leisten, Eingang verschaffen, Achtung und Liebe dafür erwecken, ihm Freunde werben, wenn sie wollen, wenn sie ihre Pflicht erkennen, wenn ihnen selbst das Evangelium teuer ist. Die heilige Schrift, so wie die Geschichte der apostolischen Kirche, stellen uns eine Reihe leuchtender Beispiele von christlichen Frauen vor Augen, die diesen hohen Frauenberuf erkannten und übten und dem Evangelium ihren Dank zahlten durch ein Leben stiller, freudiger, hingebender Liebe in seinem Dienste. Diese herrlichen Bilder einer Maria, der Mutter des Herrn, einer Maria und Martha zu Bethanien und vieler andern, jener christlichen Heldinnen der ersten Jahrhunderte der Kirche, sie sollten von unseren heutigen Frauen mehr angeschaut, mehr studiert und dann mehr nachgeahmt werden. Da würde dann auch von selbst eine stille, reiche, segensvolle Tätigkeit in der Familie sich entfalten, wovon man bald die Wirkungen im öffentlichen Leben spüren würde. Da würde mancher Mann nach seiner Berufsarbeit lieber im heimatlichen, frohen Familienkreise weilen, als in irgend einer Gesellschaft bei Bier und Wein. Da würde für manches Kindlein die – wenn auch arme Hütte zu einer lieblichen Heimat werden, zu einem Ort, wo es tief innerlich glücklich ist, weil es selige Himmelsluft atmen darf. Da würde manches Kind in's Leben hinaustreten weniger arm, weniger leer. Da würden die Schulen, die Straßen und öffentlichen Plätze, die Werkstätten der Arbeit, die Gerichtsstuben und Ratssäle des Volkes bald ein anderes Bild darbieten, – denn die Mütter erziehen das Volk.

Vernachlässigen aber die Frauen diese ihre hohe Pflicht, vergessen sie ihren Dank gegen den Herrn, so werden die Folgen am schwersten auf sie selber zurückfallen. Lassen unsere Frauen das aus den Familien immer mächtiger ausströmende moderne Heidentum noch mehr überhand nehmen, so wird das vom Evangelium entleerte Haus von noch viel

schlimmeren Geistern heimgesucht werden, als der früher ausgetriebene einer war, und die letzte Sklaverei des Weibes wird noch fürchterlicher sein, als die erste. Im unchristlichen Heidentum hört man wohl von Polygamie (Vielweiberei); im Lager des modernen antichristlichen Heidentums spricht man ungeniert von Weibergemeinschaft. Welche Sklaverei die härtere, welche Erniedrigung des Weibes die schmachvollere wäre, die, aus der es errettet ist, oder die, der es entgegengeführt werden soll, – auf diese Frage wird die Antwort auch dem Einfältigsten klar sein. Verzeihet mir daher, liebe Mütter, verzeihet mir alle Frauen, die ihr dieses leset, wenn ich euch meinen ganzen Gedanken hier frei und offen sage. Es ist eine Schande und eine Schmach für das ganze christliche Frauengeschlecht, dass Leute es in unserer „Zeit der Bildung“ überhaupt wagen dürfen, von solchen Dingen, wie ich sie vorhin berührte, zu reden, offen und ungescheut in dem Programm ihres Strebens eure Erniedrigung, ja die tiefste Erniedrigung des Weibes auszusprechen, ohne dass ein Schrei der Entrüstung durch eure Reihen geht, ohne dass ihr alle aufstehet wie ein Mann, um dagegen zu protestieren. Es ist eine Schande für jede christliche Mutter, von der Königin bis zur Bettlerin, dass die Annalen unserer Zeitgeschichte solche Dinge zu verzeichnen haben. Wohl ist die Gefahr noch nicht vor der Türe; wohl ist es noch im Anfang begriffen dieses schändliche Streben, und einstweilen nur von einer einzigen sozialen Partei verfolgt; allein wir sind auch schon, ohne zu erröten, an den Anfang gewöhnt, wie man sich in unserer Zeit überhaupt leicht an alles gewöhnt. Dieser Anfang, der die Frauen an ihre Verschuldung mahnt, sollte alle Frauen auch an ihre heilige Pflicht mahnen, weil er schon jetzt eine freche Verachtung des Weibes ausspricht.

Aber was soll ich als einzelne Frau oder Mutter dagegen machen? So wird wohl manche fragen. Die Antwort ist nicht schwer. Die äußere Macht des modernen Staates wird wohl vorläufig die Gefahr abwehren. Allein es könnte eine Zeit kommen, wo diese Macht nicht mehr ausreicht, wenn nicht indessen von anderer Seite geholfen wird. Diese andere Seite ist die Familie, genauer gesagt: die Familienmutter. Jede lässt eine Anzahl Kinder aus der Familie in's Leben ziehen, die entweder das Evangelium im Herzen tragen und damit der Sünde männlich widerstehen können, oder die leer ausziehen und dadurch den Feind direkt oder indirekt unterstützen. Die sogenannte soziale Frage muss von der Familie aus gelöst werden, wenn sie ihre richtige Lösung finden soll.

Doch damit wollen wir die allgemeinen Bemerkungen über die Pflicht der Frauen schließen, und noch in Kürze versuchen, das Bild der christlichen Mutter im Lichte des Wortes Gottes zu zeichnen.

Nachdem der Apostel in 1. Tim. 2,8 den Männern ihre Aufgabe angewiesen hat: „dass sie beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel,“ wendet er sich an die Frauen und fährt im 9. Verse fort: „Desselbigen gleichen die Weiber, dass sie in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken.“ Und Vers 15: „dass sie bleibe im Glauben, und in der Liebe und in der Heiligung, samt der Zucht.“ – Und Petrus richtet eine ähnliche Mahnung an seine weiblichen Gemeindeglieder, wenn er sagt (1. Petr. 3,1 – 4): „Desgleichen sollen die Weiber ihren Männern untertan sein, auf dass auch, so etliche nicht glauben dem Worte, sie durch der Weiber Wandel ohne Worte gewonnen werden, wenn sie ansehen euren keuschen Wandel in der Furcht. Deren Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes; das ist köstlich vor Gott.“

Aus diesen Stellen treten uns zwei Punkte besonders entgegen, auf welche wir unsere Betrachtung beschränken wollen: Das innere Leben der christlichen Hausmutter, und ihre äußere Erscheinung.

1.

Das innere Leben der christlichen Frau zeichnet uns Petrus, wenn er uns den vor Gott kostbaren Schmuck des verborgenen Menschen nennt, der bestehe im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes. Und Paulus tut dasselbe in den Worten: „Wenn sie bleibet im Glauben, in der Liebe, in der Heiligung.“ Dieser innere Grundcharakter des christlichen Weibes wird weder gewonnen noch erhalten durch eigene, natürliche Kraft. Der sanfte und stille Geist, der Glaube, die Liebe, die Heiligung sind Früchte des Gebetes, des beständigen Umganges mit dem Herrn. Dies deutet auch Paulus durch den Übergang an, wenn er vorher den Männern die Pflicht des Gebetes an's Herz legt und alsbald fortfährt: desgleichen auch die Weiber. Aber auch wenn es nicht in der heiligen Schrift nahe gelegt wäre, müssten wir doch zuerst vom Gebet, als von der Quelle aller Kraft sprechen.

Allerdings sollten wir hier auch sogleich auf den Unterschied zwischen dem Gebet des Mannes und dem der Frau hinweisen. Dem Mann liegt ob, den Familiengottesdienst zu leiten, als Hauspriester das laute Gebet vor der Hausgemeinde zu sprechen. Die Frau aber weist der Apostel in die Stille des Herzens. Sie soll also das stille Gebet, das „Gebet ohne Unterlass“ pflegen. Sie hat die heilige Flamme im Familientempel, auf dem Altar ihres Herzens zu unterhalten. Wir meinen nicht, dass dem Manne das Wort vom Gebet ohne Unterlass nicht auch gelte, allein er kann es oft in seinem öffentlichen Berufe nicht so üben, wie es im Kreise jeder Familie geübt werden soll, darum hat ihm Gott eine Gehilfin gegeben, die gewiss nicht nur leiblich, sondern auch geistlich um ihn sei, die ihn mit ihrem Gebete umgehe.

Also auch die Frau hat Priesterarbeit im Kreise ihrer Familie zu tun. Eins geworden mit dem Manne, hat sie auch Anteil an dem priesterlichen Amte desselben, hat die mehr grundlegende Geistesarbeit des Mannes fortzuführen, zu erweitern, zu vollenden. Der Einfluss des Gebetes in der Familie kann für ihr äußeres und inneres Gedeihen nicht hoch genug angeschlagen werden. Das Gebet ist nächst dem Worte Gottes die alles tragende und gestaltende Macht des Hauses, der Pulsschlag und der Atem des geistigen Zusammenlebens der Familie. Das Gebet ist die Seele der Familie. Wo diese Seele fehlt, da ist kein Leben, da gleicht die Familie einem Leichnam. Wo aber das Leben fehlt, da fehlt alles; da ist von Freude, Friede, Glück nichts zu spüren, da wohnt der Tod und Todesleid. Weil aber doch jedes Glied der Familie einen Durst nach Freude, ein tiefes Sehnen nach Glück und Wohlsein empfindet, so sucht es diesen Durst auf anderem Wege zu stillen, – es wendet sich zu den löcherigen Brunnen der Welt, zu den trüben Wassern außer dem Hause, die wohl Anfangs süß schmecken und betäuben, die aber eine herbe Bitterkeit enthalten, welche das einzelne Leben wie das ganze Familienleben verbittern.

Jede Mutter aber ist dafür verantwortlich, ob die Glieder ihres Hauses bei ihr Wohlsein, ob sie in ihrer Nähe eine Heimat finden, ob im Hause der tiefe Durst nach Glück, zu dem jedes Herz angelegt ist, gestillt wird, oder ob die Durstigen sich damit anderswohin wenden müssen. Ich sage, die Mutter sei dafür verantwortlich. Denn die Mutter ist die Familie; sie prägt der Familie ihren Charakter auf; wie sie ist, so ist die Familie. Wir nennen den Vater das Haupt des Hauses, die Mutter aber dürfen wir

getrost das Herz der Familie nennen. Das Herz aber gibt dem Menschen seinen Wert oder Unwert, nicht der Kopf. Mancher Mensch hat „einen guten Kopf“ und ist doch nichts wert, wird doch ein verkommener Mensch, weil er ein schlechtes Herz hat. Umgekehrt gibt es viele, die „nicht viel Kopf“ haben und die es gleichwohl zu etwas bringen im Leben, die geachtet und geehrt sind, weil sie ein rechtschaffenes, redliches, treues Herz haben. So ist es aber auch in den Familien. Da kann das Haupt, der Mann, vortrefflich sein, und in der Familie sieht es äußerlich und innerlich doch überaus traurig aus, weil das Herz, die Mutter, nichts wert ist. Umgekehrt kann der Mann viel zu wünschen übrig lassen und die Familie kann doch eine liebevolle Wohnung des Friedens sein, wenn die Mutter eine rechtschaffene, treue, fromme Hausfrau ist. Stehen aber vollends Kopf und Herz im Einklang und sind beide von vorzüglicher Qualität, sind Vater und Mutter ihrer hohen Ewigkeitsaufgabe sich bewusst und arbeiten sie in lieblicher Ergänzung miteinander daran: so wird ihre Familie ein Bild seliger Harmonie darbieten, wird eine Heimat der Liebe auf Erden sein.

Möchten doch alle Mütter das hohe Privilegium des Gebetes erkennen; möchten alle den seligen Genuss des kindlichen Umganges mit ihrem Vater im Himmel erfahren; möchten alle schmecken und sehen, wie freundlich Er ist!

An Stoff für solch' beständigen Herzensumgang mit Gott, für solch' stilles Reden und Seufzen vor dem Vater, wird es doch wohl keiner Hausmutter fehlen. Im Gegenteil wie unendlich viel gibt es doch für ein hellsehendes Mutterauge täglich zu danken und zu bitten, wenn es auf sich selbst, in die Familie, auf den Gatten und auf die Kindlein blickt!

❶ Auf sich selbst und in sich hat sie allerdings täglich zuerst ihr Augenmerk zu richten. Von ihr, als dem Herzen der Familie, soll ja das dieselbe beglückende Leben ausgehen. In ihrem Herzen sollen sich, wie in einem Prisma, die Strahlen der göttlichen Liebe brechen und auf andere verteilen. Da hat sie selbst immer wieder ihr Herz, wie die Blume ihren Kelch, der himmlischen Gnadensonne zuzuwenden, um sich stets auf's Neue von den Strömen, die von Oben hernieder fließen, füllen zu lassen. Sie kann ja nur das geben, was sie selbst zuerst empfangen hat. Dass sie selbst immer fester gegründet werde im Glauben, ihr Vertrauen immer entschiedener auf die großen Gottesverheißungen setze, ihren Anker immer tiefer in Gott, als den Fels ihrer Hoffnung, hineinwerfe, sich immer inniger an die Vaterhand Gottes anklammere; dass sie, das schwache Weib, immer mehr Glaubenskraft von Oben anziehe, um alle Stürme, die über ihr Haus hereinbrechen, ruhig und getrost, freudig und siegesgewiss bestehen zu können: das ist die erste Aufgabe, welche der Apostel dem christlichen Weibe stellt, damit sie sich und die ihrigen selig mache.

❷ Dieses innere Glaubensleben soll dann aber auch äußerlich hervortreten durch ein Bleiben in der Liebe. Und dies in doppeltem Sinne. Zunächst in dem Sinne, in welchem der scheidende Heiland seinen sich verwaist fühlenden Jüngern sagt: „Bleibet in meiner Liebe.“ Wie diese in der Liebe ihres erhöhten Herrn Trost in allem über sie kommenden Leide, Freudigkeit in aller Angst der Welt, Kraft in jeder Trübsal, Mut in allen Hindernissen ihrer mühevollen Arbeit finden sollten: so soll auch die christliche Mutter die Liebe, mit der sie sich von ihrem Heilande geliebt weiß, als ihr höchstes Gut betrachten. Diese erbarmende Liebe ihres Herrn, die alles Denken übersteigt, soll ihre Zuflucht sein in allen schweren Vorkommnissen ihres viel geprüften Lebens; sie soll die Sonne sein, in deren Strahlen sie sich immer am liebsten sonnt. Diese Liebe soll ihr Trost, ihre Wonne, ihr Glück sein, ohne welche sie nicht leben kann. Die Liebe Jesu soll ihr bleibendes

Lebenselement sein. – Daraus folgt dann von selbst die andere Seite der Bedeutung des Wortes: so sie bleibt in der Liebe. In dem engen Zusammenleben der Familie gibt es leider nur zu viel Veranlassung zur Störung der Liebe und des Friedens. Da soll die Mutter das zusammenhaltende Element, das Band der Liebe sein. Bleibt sie da nicht stets im Geiste der Liebe, verliert sie die Geduld, fällt sie in den lieblosen Ton, so geht bald alles aus den Fugen. Das stille Walten der geheiligten, unbesiegbaren Mutterliebe macht die Familie erst zu dem, was sie vor Gott sein soll. Sie ist die Sonne, welche alle Pflanzen zum fröhlichen und glücklichen Gedeihen bedürfen. Wo diese ausdauernde, alles überwindende, alles duldende, alles tragende, alles hoffende Liebe der Mutter fehlt, da gleicht das Familienleben einer kalten, öden, traurigen Winterlandschaft, wo unfreundliche Stürme alles Leben zerstören. Wie wichtig ist es daher, dass jede Mutter lerne zu bleiben in der Liebe ihres Gottes, und diese Liebe dann zu leben!

③ Aber auch das dritte Wort des Apostels für das persönliche Leben der Mutter: die Heiligung und Zucht, ist wichtig für sie und darf nicht übersehen werden. Ja dies Wort ist das wichtigste, weil es die Grundlage ist für die beiden vorhergehenden, im Besonderen die Quelle der Liebe. Sie soll täglich den Born des Heils aufsuchen, um alle Flecken, alle Schwachheiten, die sie noch an sich entdecken muss, abzuwaschen. Sie soll sich unablässig unter die Zucht des heiligen Geistes stellen, und sich willig auf alle verborgenen und offenbaren Schäden aufmerksam machen lassen. Nur in dem Maße, als sie durch tägliche Buße in der Heiligung wächst, wird sie auch im Glauben und in der Liebe zunehmen: das ist der vor Gott köstliche Schmuck des verborgenen Menschen des Herzens, mit dem sich zu schmücken Petrus seine Christinnen ermahnte.

Liegt da nicht ein reicher Stoff vor für das Gebet ohne Unterlass der christlichen Hauspriesterin? Und wir haben doch erst von dem gesprochen, was sich bei einer Mutter ergibt im Blick auf sich selbst. Eine rechte Hausmutter darf aber nicht bloß sich selbst leben. Es ist auch nicht genug, dass sie äußerlich den anderen voll Hingebung lebt, innerlich aber nur für sich. Sie soll vielmehr aus beiden Gebieten das dienende, hingebende Mutterleben führen, und da muss sich ihr Blick vor allem auf den Mann und seine Bedürfnisse richten.

Welch' eine wichtige Gebetsarbeit hat doch da jede christliche Frau im Hinblick auf ihren Mann zu tun! Wir können diese Arbeit nicht besser schildern, als sie uns in jener vor viertausend Jahren in Israel erlebten Geschichte von Mose geschildert und illustriert ist. Mose erzählt uns in 2. Mose 17,8 – 11: „Und es kam Amalek und stritt wider Israel, und Muse sprach zu Josua: Erwähle Männer, zeuch aus, und streite wider Amalek; morgen will ich auf des Hügels Spitze stehen, und den Stab Gottes in meiner Hand haben. Und Josua tat, wie ihm Mose sagte, dass er wider Amalek stritte. Mose aber und Aaron und Hur gingen auf die Spitze des Hügels. Und dieweil Mose seine Hand emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hand sinken ließ, siegte Amalek.“ Diese tief bedeutungsvolle Geschichte hat Mose zunächst seinem Volke zur Lehre und Beherzigung aufbewahrt; sie behält aber für alle Zeiten ihre Bedeutung, und findet auf gar viele Verhältnisse ihre Anwendung. Ganz besonders lehrreich ist sie für die Hausmutter. „Der Mann muss hinaus in's feindliche Leben,“ wo er gar manchen Kampf mit Amalek zu bestehen hat, und wo er, wenn er auch ein treuer, tapferer Josua ist, doch nicht immer siegreich bleibt, wenn nicht im Hintergrunde jemand die verborgene Mosesarbeit tut. Wie vielen Unannehmlichkeiten mit Menschen, Widerwärtigkeiten im Geschäft, Misslingen in der Arbeit, Enttäuschungen seiner Hoffnungen; wie vielen Anfechtungen, Reizungen, Versuchungen zur Sünde in Gedanken, Worten, Tun und Unterlassen ist doch der Mann

ausgesetzt im Verkehr mit der Welt, im Umgang mit egoistischen Weltkindern! Wie manche Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit, Bitterkeit und Missmut, Ungeduld und Schwachheit bemächtigt sich oft da seines Herzens. Wie manche Niederlage, wie manche Wunde wird seinem inneren Menschen beigebracht! So kommt mancher Mann, der morgens fröhlich auszog, Abends missstimmt und geschlagen nach Hause. Findet er dann zu Hause niemand, der ein Verständnis für seinen Zustand hat; niemand, der mit dem Balsam der Liebe, mit einem Wort des Trostes ihn erquickt; fühlt er sich mit all seinen Kämpfen einsam und ohne Beistand: wie traurig ist dann sein Leben, wie bald wird er allen Halt verlieren. Da liegt eine heilige Aufgabe für die christliche Frau. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei.“ Diese heilige Aufgabe, als Gehilfin des Mannes, hat sie in zweifacher Weise zu erfüllen.

➤ Zunächst damit, dass sie den Mann in seinen Kämpfen von der verborgenen Stille aus unterstützt: dass sie ihn mit ihrem Gebet ohne Unterlass begleitet; dass sie für seine Arbeit den Segen Gottes und Gelingen erstet; dass sie ihn der treuen Obhut des Herrn ohne Unterlass befiehlt, so dass ihre Gebetsseufzer ihn wie eine feurige Mauer schützend umgeben und er sich getragen fühlt von einer unsichtbaren Macht.

➤ Sodann hat sie den ermüdeten und oft verletzten Mann bei seiner Heimkehr mit jenem Balsam einer herzlichen, aus den Tiefen Gottes geschöpften Liebe zu pflegen, durch ihren Glauben den seinigen wieder aufzurichten, alle Wolken, die sich über ihn gelagert, zu zerstreuen und ihm wieder zu der völligen Ruhe des Herzens in Gott zu verhelfen. Einer aufmerksamen Frau kann, mit ihrem weiblichen Zartgefühl, die Stimmung des Mannes nicht entgehen. Was dem Manne vielleicht selbst noch nicht ganz zum Bewusstsein gekommen ist, das verrät und fühlt sie, das lässt sie nicht sitzen, sondern legt Hand an und ruht nicht, bis völlige Ruhe und Harmonie wieder hergestellt ist. Wo eine solche Hausfrau waltet, wie zieht es da den Mann nach Hause! Wie eilt er heim, wenn die Feierstunde schlägt! Wie werden ihm da die Stunden im Familienkreise so köstlich, so teuer!

O, ihr lieben Hausfrauen, warum klaget ihr so viel, und warum habt ihr so viel zu klagen über eure Männer, über die Enttäuschungen eurer Hoffnungen, über erkaltete Liebe? Klaget nicht mehr. Leget mutig Hand an! Tut in aller Stille, mit rechter Treue, die oben geschilderte Arbeit, diese selige Arbeit, und bald werdet ihr erkennen, wo bisher der Fehler war. Ihr werdet erkennen und erfahren, dass das Gebet eine Macht ist, dass „alles möglich ist dem, der da glaubet;“ werdet erfahren, dass es doch auf Erden ein Glück gibt, ein wahres, volles, tiefes Glück.

④ Noch aber sind wir mit dem geistlichen Arbeitsfeld der Hausmütter nicht zu Ende. Ein weiteres Gebiet für ihr Gebetsleben zeigt sich uns, wenn wir in die Familie im Ganzen und in den Kinderkreis im Besonderen blicken. Möge dabei niemand denken, dass wir der Frau zu viel zumuten, ihr zu viel aufbürden. Wir beabsichtigen vielmehr, ihr Erleichterung zu verschaffen, ihr zu sagen, wie sie ihrer Bürden los werden könne. Es gibt eine Arbeit, die alle Arbeiten erleichtert: – die Arbeit des Gebets. Und diese Arbeit wird, als Ausnahme von allen andern, zur Lust und Wonne, je länger und je eifriger man sie treibt. Deshalb wollen wir getrost auch noch dieses dritte Hauptarbeitsfeld anschauen, das die Mutter zu bebauen und zu betauen hat.

Unser Leben und besonders das der Frau im engen Kreise der Familie ist zusammengesetzt aus Kleinigkeiten. Diese einzelnen Kleinigkeiten sind jedoch von der größten Bedeutung für das Ganze, weil sie eben alle zusammen das Ganze ausmachen. Darum auch der Herr so großen Wert auf die Treue im Kleinen legt. Wie

schwer aber ein Leben durch viele kleine, stets wiederkehrende unangenehme Dinge gemacht wird, das muss jeder, und besonders jede Hausmutter mehr oder weniger erfahren. Wir wollen nun nicht alle die denkbaren und undenkbar kleinen Unannehmlichkeiten im Leben einer Hausmutter auszählen. Wir wüssten kaum, wo anfangen und wo enden. Wir wollen nur im allgemeinen hinweisen auf die täglich wieder an sie herantretenden alten und neuen Sorgen; auf die tausend Prüfungen, Geduldsproben, Geduldsarbeiten; auf die kleinen und doch so störenden Unfälle; auf die Unarten, die bei Kindern oder Dienstboten, oder beiden zugleich immer wieder zum Vorschein kommen und das Mutterherz mit Leid und Schmerz erfüllen; auf all' die kleinen Quälereien, die wie Nadelstiche auf das empfindliche Gemüt der Frau eindringen, und mit denen sie nicht einmal den Mann behelligen darf, oder zu behelligen wagt, die sie niemand klagen kann, die sie eben ganz allein zu tragen, ganz allein in ihrem Herzen zu verarbeiten hat. Wie schwer und traurig ist doch ein Mutterleben an sich, wenn es nicht durch die Macht des Gebetes erhellt und erleichtert wird. Wohl gewöhnt sich manche Frau nach und nach an ihr trübes Los und empfindet die Last nicht mehr so sehr; allein glücklich ist sie nicht, und noch weniger macht sie jemanden um sich her glücklich. – Und doch sind die Mittel vorhanden, um auch dieses Lebensgebiet zu erleichtern, zu verschönern und zu verklären. Wenn der Herr und ihm nach die Apostel in so lieblicher Weise ermahnen, „nicht zu sorgen, sondern alle Sorgen auf den Herrn zu werfen, weil Er für uns Sorge“; wenn er uns ermuntert: „Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei“; welch' ein seliges Privilegium der Sorgenfreiheit tut sich da einer Hausmutter auf! Und wenn der Herr uns das unbegreiflich treue Aufmerken unseres Gottes auf seine Kinder als so weitgehend schildert, dass er „auch die Haare auf unserem Haupte gezählt habe,“ dass keines ohne seinen Willen zur Erde falle, dass nichts von ungefähr geschehe, sondern alle Dinge, auch die kleinsten, unter der Leitung der Vaterhand Gottes, unter seiner Zulassung, unter seinem Zusehen geschehen, „damit sie uns zum Besten dienen“: welch' eine Aussicht der seligsten Ruhe in Gott öffnet sich da dem äußerlich so ruhelosen Mutterleben! Und wenn der Herr sagt: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, so stellt er damit jedem Weibe, die der großen Aufgabe gegenüber ihre Schwäche fühlt, seine Gotteskraft zur Verfügung. Welche Entschuldigung oder Einrede man auch zu Gunsten seines ruhelosen, friedeleeren Lebens vorbringen mag: der Herr lässt sie nicht gelten. Er hat uns für alle Umstände unseres Lebens die herrlichsten Verheißungen gegeben, mit denen auch wir „in dem allem weit überwinden können, um deswillen, der uns geliebet hat.“

Wohlan denn, liebe Mütter! Lasset all' eure Sorgen, all' die Last, die euch drückt, immer wieder durch ein herzliches Seufzen und Flehen vor Gott kund werden. Sprechet alle Dinge, auch alle Kleinigkeiten, mit eurem Heilande durch. Saget gleich alles ihm. Schüttet oft euer Herz wieder vor ihm aus, wenn sich unbewusst wieder vieles angesammelt hat. Tut alle Dinge im Hause in Gemeinschaft mit dem Herrn. Leget ihm, dem guten Hirten, täglich eure Kindlein an sein treues Herz mit allen den freudigen und schmerzlichen Erscheinungen, die ihr an ihnen beobachtet, und bald werdet ihr das stille, sanfte Säuseln der Nähe eures Gottes fühlen, seine Durchhilfe erfahren, in tausend kleinen und großen Dingen die Wunderhand eures Herrn sehen, und oft mit gerührtem Herzen erkennen, dass ihm auch das Kleinste nicht zu klein ist, dass er es ansehe und zu eurem Besten ordne. Eine leuchtende Kette göttlicher Gnadenerweisungen wird sich bald durch euer Leben und um euch ziehen, und täglich werdet ihr neue Glieder hinzuzufügen haben. Wie ruhig und stille wird da das Herz! Wie lauscht es ergeben auf Gottes Schritte, auf sein helfendes Eingreifen! Wo sonst das Herz wohl aufgereggt, gereizt und erbittert worden

wäre, wo die Umstände es in Sorge und Angst versetzt hätten, da bleibt es fest und unverzagt und harret des Herrn.

Freilich verzieht der Herr oft auch mit seiner Hilfe und zögert lange mit seinem Einschreiten aus weisen Gründen, die wir ja nicht immer auf den ersten Blick verstehen. Aber auch für solche Zeiten, wo wir mit Zion klagen müssen: „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen“ (Jes. 49,14), hat uns der Herr mit Trost versorgt. Nicht nur bringt der Prophet sofort die göttliche Antwort auf diese Klage: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über das Kind ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, will ich doch deiner nimmermehr vergessen!“ sondern der Heiland hat uns für solche Zeiten noch ganz besonders tröstliche Worte gegeben. So besonders in dem Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter (Luk. 18,1 – 7), das er mit den Worten schließt: „Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? Ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze!“ – In solchen Zeiten soll sich unser Glaube durch ein doppelt brünstiges Gebetsleben bewähren. Nicht nur sollen wir mit dem Psalmisten sprechen lernen: „Was betrübst du dich meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist!“ sondern wir sollen auch immer mutiger und vertrauensvoller von unserem herrlichen Kindesrecht vor Gott Gebrauch machen lernen.

⑤ Damit könnten wir diesen Theil unseres Gegenstandes abschließen. Allein es drängt sich mir noch ein Punkt vor Augen, den ich nicht los werden kann, und über den ich daher noch einige Bemerkungen beifügen will. Ich meine die mütterliche Fürbitte für die aus der Familie ausgetretenen Kinder.

Unsere leichten Verkehrsmittel, die Verdienstverhältnisse unserer Zeit, ein allgemeiner Zug der Unzufriedenheit mit den bisherigen Umständen und viele andere Ursachen bringen es mit sich, dass die Familienglieder nicht mehr so lange beisammen bleiben, wie in früherer Zeit. Reiche wie arme Familien gehen, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, frühe auseinander. Es ist begreiflich, dass dadurch das Familienleben sowohl als die öffentliche Gesellschaft, das Volksleben, eine Umgestaltung erleiden. Wir können diese Umgestaltung kurz ausdrücken: Das Familienleben verliert an Gehalt, und das Volksleben – gewinnt nichts daran. Der ruhige, würdige Ernst verschwindet immer mehr aus allen Gebieten des Volkslebens, und ein jugendlicher Leichtsinns wird der tonangebende, herrschende Charakter desselben. Und in dieses Leben hinaus muss eine christliche Familienmutter so früh wie möglich ein Kind nach dem andern ziehen lassen! In dieser Gesellschaft hat sie oft die Mehrzahl ihrer Familienglieder zerstreut stehen! Welch' eine Aufgabe tritt da an eine treue Mutter auf's Neue heran! Ein Mutterauge kann und darf nicht blind sein für die Gefahren, die draußen ihre Kinder umgeben, und die um so größer sind, je jünger und unerfahrener die ausziehenden Kinder sind. Der Jüngling hat einen Zug zur Gemeinschaft, zur geselligen Vereinigung. Da treten ihm nun in jeder Stadt, in jedem Städtchen alsbald eine Menge Vereine entgegen, die um seine Mitgliedschaft werben. Denn wo bestände heute nicht ein Gesangverein, ein Turn- oder Schützenverein, ein Handwerker- oder Gesellenverein, ein Verein junger Kaufleute, ein Lehrerverein, ein liberaler, demokratischer oder radikaler Verein, jedes mal mit dem entsprechenden Apparat der Fahne, des Vereinslokals, das natürlich meistens ein Wirtshaus sein muss, des Präsidenten und Komitees, das die Beiträge einzieht und die Feste veranstaltet, mit dem obligaten Anhängsel von Lustpartien, Vereinsbällen und Stiftungsfesten! Wer kann da widerstehen? Wie kann ein unerfahrener Jüngling auf die Dauer diesen Versuchungen und Gefahren entgehen? Denn Versuchungen und Gefahren

sind es. Wir haben nichts gegen das Prinzip der geselligen fröhlichen Vereinigung der Jünglinge. Auch das Wort Gottes gestattet dem Jüngling, sich zu freuen in seiner Jugend. Aber wer sollte nicht einsehen, dass das heutige Vereinsleben nichts mehr von harmloser Fröhlichkeit an sich trägt? Wer könnte leugnen, dass es immer mehr ausartet in ein leichtsinniges Wirtshausleben, bei welchem Geist und Körper unserer Jugend zerrüttet wird? Muss es nicht jeden Menschen, der ein Herz für unsere Jugend hat, mit tiefem Schmerz erfüllen, zu sehen, auf welchen Wegen die große Mehrzahl unserer Jünglinge wandelt? Gehört es doch in den meisten der genannten Vereine zum guten Ton, über die Kirche, über Gottes Wort, über das Gebet sich erhaben zu dünken, wo nicht gar darüber zu spotten. Wenn ich die große Schar der deutschen Jünglinge, die mich umgeben, und ihr Leben betrachte, so werde ich von tiefem Mitleid für sie erfüllt. Ich klage sie nicht an, aber ich denke an ihre Mütter, deren Werk sie sind, und an deren Verantwortlichkeit. – Wir wollen nicht ausführlich von den andern Gefahren, die unsere Töchter in einer eitlen, verdorbenen Gesellschaft umgeben, sprechen. Jeder kennt sie. Ich möchte darüber lieber eine kurze Geschichte aus meinen jüngsten Erfahrungen anbringen, weil sie geeignet ist, den Müttern, zu denen ich spreche, eine Lehre zu geben. Eine Tochter tritt aus einer braven, strengen Familie in die Welt hinaus. Eine Zeit lang geht alles gut. Da nähert sich ihr ein junger Mann. Sie schenkt ihm bald arglos Vertrauen. Er gibt redliche Absichten vor und verspricht ihr die Ehe. Sie werden immer vertrauter, und endlich kommt die Stunde des Falls. Der junge Verführer verschwindet, und die Angst vor dem strengen Vater hält die verzweifelnde Tochter ferne. Sie kommt heimlich nieder und ermordet ihr Kind. Es wird aber entdeckt, und sie sitzt als Kindsmörderin für fünf Jahre im Gefängnis. Noch weiß die Familie nichts davon. Ich ermuntere sie, ihren Eltern zu schreiben. Da kommt alsbald der Bruder, um zu sehen, ob es wirklich seine Schwester sei, die geschrieben, denn der Vater wolle es nicht glauben!

Ja, ihr lieben Väter und Mütter, sollen unsere Kinder, Söhne und Töchter, ihren Weg unsträflich gehen, so ist es mit einer strengen Zucht und mit ernstern Ermahnungen nicht getan. Nicht die besten Grundsätze, nicht Reichtum, nicht Stellung, nicht Bildung, nicht Umgebung können sie schützen. Der Feind findet überall Zugang. Seine List und Beharrlichkeit überwindet alle äußerlichen Hindernisse. Wenn die Macht der Versuchung und die Gunst der Umstände sich zusammenfinden, so ist der Sieg über das schwache Herz entschieden. Sollten da unsere Kinder feststehen und vor langsamem Abweg oder jähem Fall bewahrt bleiben, so müssen andere Mächte zu ihrer Hilfe bereit sein. Und da kommt zuerst ein Mittel in Betracht, das zwar in das Kapitel der Erziehung gehört, das wir aber doch hier nennen müssen: die fromme christliche Erziehung. Auf die Frage: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?“ antwortet die heilige Schrift: „Wenn er sich hält nach deinem Worte.“ Damit Gottes Wort ein Licht auf seinem Wege sein könne, muss er es in der Familie kennen und lieben gelernt haben. Unsere Kinder müssen das Eine, was Not ist, gefunden haben, das Evangelium als den köstlichen Schatz im Herzen tragen, ihren Heiland, den guten Hirten, kennen und von Herzen lieben, wenn sie im Leben der Welt einen Halt haben, wenn sie im Strudel der Welt nicht untergehen sollen. Dann aber müssen sie von der Heimat aus unterstützt und getragen werden. Das Gebet der Eltern soll die feurige Mauer um sie her bilden, welche die Versuchung von ihnen abhält, auch wenn sie selbst in der Wachsamkeit nachlassen. Wüsste mancher Jüngling, manche Jungfrau, dass zu Hause täglich für sie gebetet würde; träte ihnen in den Stunden der Schwachheit das Bild einer betenden Mutter vor die Seele: o, wie würde sie das erfassen, zurückhalten, wieder zurückführen! Das gläubige Gebet einer Mutter ist auch hier eine Macht, eine siegreiche Macht, die schützt und bewahrt, die das Verlorene rettet und wiederbringt.

Betrachten wir nun noch aus des Apostels Worten in Kürze

2. *Der Mutter äußere Erscheinung.*

Diese deutet Paulus in den Worten an: „Dass die Weiber in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken,“ und Petrus, wenn er die christlichen Frauen ermahnt zu einem „untertänigen, keuschen Wandel in der Furcht, deren Schmuck nicht äußerlich sein soll in Haarflechten, Goldumhängen oder Kleideranlegen.“

Die äußerliche Haltung der christlichen Frau schien den Aposteln nicht zu unbedeutend und zu geringfügig, dass sie ihr nicht ihre Aufmerksamkeit geschenkt und sie besonderer Ermahnung wert geachtet hätten. Diese Haltung ist auch allerdings von großer Wichtigkeit, weil sie von großem Einfluss auf ihre Umgebung ist. Durch ihre äußere Erscheinung offenbart die Frau nicht nur die Gesinnung ihres Herzens, den ganzen Charakter ihres inwendigen Menschen, sondern sie macht auch dafür Propaganda, sie missioniert dafür. Sie predigt durch ihr Auftreten entweder Sittsamkeit und Zucht, Keuschheit, Ordnung, oder aber Eitelkeit, fleischlichen Sinn, Leidenschaft, Unordnung und Verschwendung. Sie predigt von den Früchten des Geistes, oder von denen des Fleisches. Sie missioniert für das Reich Gottes, oder für das Reich dieser Welt. Sie reizt zum Wandel auf dem schmalen Weg des Lebens, oder aber zum Wandel auf dem breiten Weg der Verdammnis. Sie reizt oder dämpft die Leidenschaften in den Herzen anderer durch ihre äußere Erscheinung.

Dies war in der ersten Zeit in der apostolischen Kirche von besonderer Wichtigkeit. Da blühten die christlichen Gemeinden wie Oasen inmitten der heidnischen Völker, die zu jener Zeit in einer moralischen Auflösung, in tiefer, sittlicher Verkommenheit dahinsiechten. Konnte da schon das allgemeine, frisch pulsierende christliche Leben der ersten Gemeinden nicht verborgen bleiben, so musste das neue Leben der geheiligten Frauen erst recht auffallen. Je größer der Gegensatz zwischen dem heidnischen und christlichen Frauenleben war, um so höher war auch die Bedeutung und der Einfluss des letzteren. Darum galt es, für jene apostolischen Christinnen diesen Gegensatz des inneren Lebens auch in der äußeren Erscheinung, im ganzen Leben, scharf hervortreten zu lassen. Es galt, das neue, selige Gottesleben des Herzens auch in der äußeren Haltung darzustellen, und so in den tiefgreifenden Unterschied zwischen ihrem und dem heidnischen Frauenleben zu offenbaren, um dadurch andere, besonders ungläubige Männer, für Christum zu gewinnen.

Wenn nun auch das Leben unserer Zeit, im besonderen das Frauenleben, nicht mit dem Leben jener unchristlichen Völker auf gleiche Stufe gestellt werden darf; wenn auch unser Leben, von dem Evangelium durchhaucht, im ganzen genommen viel höher steht als jenes: so ist es doch niemand verborgen, dass ein gutes Stück Heidentum seinen Weg auch zu den christlichen Völkern gefunden hat. Ich brauche, um dies zu erhärten, meine Leser nicht erst in die Armenviertel Londons, in die verrufenen Straßen und Häuser unserer Großstädte, auf die Belustigungsplätze einer vernachlässigten Volksklasse, in unsere Gefängnisse zu führen; brauche auch nicht Bilder zu zeichnen, wie sie uns die Orgien des Pariser Kommune-Aufstandes darboten. Ich brauche, um dieses Stück Heidentum zu finden, nicht einmal auf die vielen unglücklichen Familien hinzuweisen, wo die Sünde so entsetzliche Verheerungen angerichtet, wo die Leidenschaften das Leben zur Hölle gemacht, wo manche Herzen in trostloser Sklaverei schmachten und verkommen. Es genügt für unsern Zweck, wenn wir nur die vom Apostel angezogenen Dinge über

Frauentoilette prüfend und vergleichend anschauen. Wahrlich, wenn man die Mode- und Putzsucht in „Haarflechten und Kleideranlegen“ unserer christlichen Frauenwelt im allgemeinen betrachtet, wenn man sieht, wie ein wahrer Wetteifer der Eitelkeit alle Schichten der Frauenwelt erfasst hat, wie Hoch und Nieder, Reich und Arm einander darin zu überbieten suchen: so muss man sich fragen, ob es denn in diesem Stück unter den römischen und griechischen Heidenfrauen schlimmer gewesen sein könne? Man ist versucht zu fragen, ob denn das Evangelium unseren Frauen gegenüber seine umwandelnde und alles erneuernde Kraft verloren habe? Denn als eine Frucht des Evangeliums oder nur als übereinstimmend mit demselben wird doch diesen Zustand niemand bezeichnen mögen. Wer könnte sich auch unter der schwer beladenen und oft komisch geputzten Dame, wie sie uns überall begegnet, das Bild einer jener edlen Jüngerinnen des Herrn, einer Maria oder Martha denken? wer hat nicht von allen den Jüngerinnen Jesu, von den apostolischen Christinnen, von jenen Glaubensheldinnen der ersten Jahrhunderte, von einer Mutter Augustin's sich ein anderes Bild gemacht, als unsere christlichen Frauen im allgemeinen uns zeigen? Ein Gedankenbild, das gewiss um so wahrer ist, je mehr es von unseren lebenden Bildern abweicht. Ist aber die äußere Erscheinung unserer Frauenwelt im ganzen eine christliche, nun – was ist sie dann? Sie ist das Kind des Geistes, der überall da waltet, wo der Geist Gottes, wo das Evangelium nicht zur Geltung kommen, nicht ganz durchgreifen darf. Sie ist ein Stück Heidentum. Dieses christianisierte Heidentum ist aber nur um so gefährlicher, weil es eben oft mit dem Christentum, mit wirklich christlichen Tugenden seiner Träger vereinbart wird. Unsrer moderne Zivilisation, besser gesagt: unser modernes Christentum zeichnet sich besonders darin aus, dass es Christliches und Heidnisches mit Gewandtheit zu vereinigen weiß.

Wie viel Betrübendes und Schmerzliches hat aber dieser Zustand im Gefolge? Soll ich erinnern an die kostbaren Stunden, welche durch den Dienst der Eitelkeit dem ohnehin kurzen und doch so wichtigen Erdenleben entzogen werden? Diejenige Frau muss wahrlich sehr gering von dem Zweck und Ernst ihres Lebens denken, welche täglich einige Stunden, oft die meisten, auf ihre Toilette zu verwenden imstande ist. Wie viel Edles, Schönes, für die Ewigkeit Wichtiges könnte durch Frauenhände in und außer dem Hause getan werden, wenn solche verlorene Stunden dazu benützt würden! So aber gibt es eine Menge christlicher Frauen, die nie zu etwas Zeit haben, weil sie absolut nichts zu tun haben – als sich mit ihrer eigenen, lieben Person zu beschäftigen. Und doch sind sie – fraget sie nur – gute Christinnen, denen einst ein Plätzchen im Himmel nicht fehlen kann. Wie entsetzlich arm an Früchten des Geistes wird doch einst manche christliche Frau in der Ewigkeit dastehen, deren Leben und Umstände dazu angetan waren, dass sie ganz besonders reiche Früchte hätte bringen können! Wie manches herrlich angelegte Leben wird in der Eitelkeit vertändelt! Möchten doch unsere christlichen Frauen ihr Leben mehr vom Standpunkte der Ewigkeit aus auffassen, dann würde auch manche Stunde mehr für die Ewigkeit und weniger für diese Welt gelebt werden.

Oder soll ich daran erinnern, wie viel Mangel und Not, Sorgen und Kampf, Unfriede und Herzeleid in viel tausend Familien die Eitelkeit und Putzsucht verursacht? Wie viel Elend könnte vermieden werden, wenn mehr Bescheidenheit unter den weiblichen Gliedern der Familie wohnte! Es gab zu allen Zeiten Reiche und Arme neben einander. Allein es wird kaum eine Zeit gegeben haben, in der so viel Unzufriedenheit herrschte, wie in unseren Tagen; wo so viel Ringen und Kampf um die äußere Existenz zu sehen war, wie gegenwärtig; wo eine solche große Anzahl von Menschen, mit wenig Ausnahmen die ganze arbeitende Klasse des Volkes, ja aller Völker, so durch und durch unzufrieden und unglücklich war, wie heute. Und wenn auch diese Unzufriedenheit bei vielen unbegründet

ist, so sind doch die meisten in wirklicher Not. Wie schwer geht es doch bei dem stetigen Steigen der Lebensmittelpreise mit einem kleinen fixen Gehalt, oder mit einem täglichen Verdienst von einigen Franken, eine oft große Familie durchzubringen. Wäre nun allerwärts die rechte Bescheidenheit und Zufriedenheit vorhanden, so würde durch Gottes Segen alles noch gut gehen. Sind dann aber Familienglieder dazwischen, deren Eitelkeit einen Teil der geringen Mittel verschlingt, oder die doch wenigstens das tief empfinden, dass sie ihre Eitelkeit nicht nach Wunsch befriedigen können, so ist das eine Quelle beständiger, schwerer Sorgen, oder tiefer Verstimmung und Unzufriedenheit. Welch' schmerzliche Vergleiche lassen sich oft ziehen zwischen den traurigen, drückenden Umständen der Familie und den Sonntagstoiletten der Frauen und Töchter!

Oder soll ich endlich noch daran erinnern, wie dieser Dienst der Eitelkeit das Herz leer und öde macht, den Sinn erniedrigt, das Geistesleben des innern Menschen lahm legt, jede edle Regung des Herzens erstickt? Wie manches nach Frieden und Glück dürstende Herz kommt nicht zur Ruhe, findet nicht die innere Harmonie, weil die Eitelkeit dieser Welt dasselbe in den Staub zieht, weil tausend daraus entspringende nutzlose Sorgen es füllen und jeden Aufflug desselben zu den ewigen Höhen hindern. Und kommt auch einmal ein Anstoß, dringt auch einmal bei besonderer Gelegenheit eine Mahnung des Wortes Gottes in's Gewissen, kommt auch in einer feierlichen Stunde der Ernst unserer kurzen Erdenwallfahrt, der Ernst der Ewigkeit, einem solchen Herzen zum Bewusstsein: wie bald kommen die Vögel wieder und holen den guten Samen fort.

Das Übel muss weit fortgeschritten sein, wenn auch Stimmen, die nicht eben christlich sind, sich dagegen erheben, wie dies vor noch nicht langer Zeit von politischen Blättern Deutschlands geschah, welche die deutschen Frauen ermahnten, von der französischen Mode zur alten deutschen Einfachheit zurückzukehren. Die Stimmen sind aber verhallt, und die Sache ist beim Alten geblieben. Bloße Ermahnungen helfen eben hier nicht. Es muss von innen geholfen werden. Es muss zuerst ein neuer Geist da sein, wenn das äußere Leben ein neues werden soll. Es bleibt die Aufgabe des Christentums und seiner Träger, besonders der christlichen Frauen, heute, wie zu der Apostel Zeit, hier eine Reformation anzubahnen. Wenn der Herr sagt: „Der Same sind die Kinder des Reiches“, wenn er die Seinen „das Salz der Erde, das Licht der Welt“ nennt, so gilt das in diesem Gebiet den bekehrten Christenfrauen im Besonderen. Jede Frau, die sich von dem Herrn geliebt weiß, der an seiner erbarmenden Liebe etwas gelegen ist, die wiederum nur ihm gefallen will, – sie möge zunächst in ihrem Kreise alles ausscheiden, was weltlicher Sinn hervorgebracht hat, was nicht aus dem Glauben geboren ist, und dann wird sie von selbst ein Same, ein Salz, ein Licht für andere. Es fehlt in unsern Tagen nicht an frommen Frauen. Möchten nur sie alle zur lieblichen, apostolischen Einfalt und Einfachheit zurückkehren, so wäre schon ein siegreicher Anfang gemacht.

Wenn das Wort Gottes alles Ungesunde, aus eitlem Sinn Entsprungene richtet, so will es jedoch keineswegs sagen, dass die äußere Erscheinung der christlichen Frau etwas Gleichgültiges sei. Noch weniger will es zur Nachlässigkeit oder zu einer gezwungenen klösterlichen Tracht auffordern. Die Frauen sollen „in zierlichem Kleide, mit Scham und Zucht sich schmücken.“ Damit spricht der Apostel die Berechtigung des Weibes aus, in ihrem äußerlichen Erscheinen auf Ordnung und Reinlichkeit, auf Anstand und Zierlichkeit zu sehen, alles das zu benützen, was ihrem Erscheinen zur wahren Schönheit, zur edlen Zierde gereicht. Ihr Äußeres soll der Ausdruck ihres Innern sein. Die Reinheit ihres im Blute Jesu Christi versöhnten Herzens soll sich in äußerer Reinlichkeit abschatten. Der Schmuck edler Tugenden des inwendigen Menschen, der Friede, die Freude, das ganze selige Glück des in der Liebe Gottes ruhenden Geistes soll sich im edlen Schmucke

des Leibes darstellen. Die innere Harmonie der Seele soll in einer äußeren Harmonie zum Ausdruck kommen. Wo so das neue, versöhnte Herz der Lehrmeister ist und die Regungen des alten, natürlichen Herzens nicht zur Geltung kommen dürfen, da wird gewiss eine edle Weiblichkeit zur Erscheinung kommen.

❶ Doch wie weit sind wir jetzt durch diese Betrachtung, zu der uns Jakobs trauriges Familienleben veranlasst hat, von ihm und seiner Geschichte selbst abgekommen! Da wir nun aber einmal auf dem Geleise sind, so wollen wir, ehe wir Jakobs Leben weiter verfolgen, noch ein Wort an die Jungfrauen unserer Tage richten. Es soll nicht zu lang sein. Wir wollen auch dabei „die schöne Rahel,“ sowie die „Lea mit blöden Augen“ im Hintergrunde lassen und mehr die neutestamentlichen Gestalten als Vorbilder in den Vordergrund stellen. Wir wollen dabei ein Wort des Paulus herausnehmen und unsere Gedanken daran anknüpfen.

Er schreibt 2. Kor. 7,34: „So ist auch ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau: welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehoret, dass sie heilig sei, beides am Leibe und am Geiste; die aber freiet, die sorget, was der Welt angehoret, wie sie dem Manne,gefalle.“

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern wurde und wird die echte Jungfräulichkeit als die schönste Blüte der Menschheit betrachtet. Um sie windet sich ein Kranz von Poesie. Sie war immer der beliebteste Gegenstand der edlen Kunst, denn sie ist das Bild der Reinheit, Sittsamkeit, Demut und Bescheidenheit, das Bild der zarten Blume im Garten der Menschheit.

An der Jungfrau sucht man zunächst nicht die Früchte eines vielseitigen Schaffens, sondern vor allem den Duft edler, reiner, weiblicher Tugenden.

Auch die heilige Schrift stimmt damit überein. Die gottgeweihten Jungfrauen, von denen das Wort Gottes berichtet, glänzen nicht durch ihr Tun; sie verdanken vielmehr ihren ewigen Ruhm und die sie umgebende Weihe ihrem edlen weiblichen Charakter, ihrem innersten Sein, im besondern ihrer Herzensstellung zum Herrn. Wir wissen nur wenig über sie. Das Wort Gottes zeichnet uns kein Jungfrauenleben so ausführlich, wie es uns das Leben einiger Jünglinge, eines Johannes oder eines Timotheus zeichnet. Es ist dies auch ganz natürlich. Aber die kurzen Bemerkungen, die es uns gibt über die Jungfrau zu Nazareth, die Mutter des Herrn, oder über die Schwestern zu Bethanien, genügen, um uns ein vollendetes Bild einer gottgewollten Jungfräulichkeit zu geben. Wer ahnt nicht den Reichtum des Herzens an demütiger Gottergebenheit, an leiblicher und geistiger Reinheit, an inniger Frömmigkeit, an heiligem Aufsehen auf Gott, der bei aller äußeren Armut die demütige „Magd des Herrn“ zu Nazareth erfüllt? Wer ahnt nicht das stille, heilige Leben des keuschen Herzens dieser verarmten Davidstochter, ehe sie die erwählte Mutter des Herrn wurde? Auch sie war keine Heilige nach dem Begriffe der katholischen Kirche. Auch sie bedurfte eines Erlösers, wie wir. Aber sie hat, wie wohl keine andere Tochter Israels, von frühe an ihr Herz den großen Gottesverheißungen geöffnet und die herrlichen Hoffnungen Israels als die ihrigen erfasst. Sie hat sich ganz ihrem Gott ergeben, darum konnte auch Gott ihr so großes schenken. Und in dieser Beziehung bleibt sie das edle Vorbild aller Jungfrauen.

Anders, und doch in ähnlicher Weise, steht Maria von Bethanien vor uns. Sie tritt dem Heilande als ihrem „Herrn“ mit demselben Herzen entgegen, wie die fromme Nazarenerin ihrem Gott. Was diese glaubend hoffte, sieht sie erfüllt vor ihren Augen und erfasst es mit der ganzen Glut und Innigkeit eines reinen, frommen Herzens, eines

Herzens, das noch durch keinen unreinen Hauch der Welt getrübt ist, in dem die Liebe Christi wie in einem reinen Spiegel wiederstrahlen konnte. Durch ihre Stellung zum Heilande ist sie die erste wahrhaft christliche Jungfrau geworden und ist darum das vollendete Urbild einer rechten christlichen Jungfrau. In traurigen Stunden, wo Krankheit und Todesleid bei den Schwestern einkehrte, da war „Christus, der Sohn Gottes“ (Joh. 11,27), die Hoffnung und der Trost, wonach sie ausblickten, dem sie zueilten (Vers 29), bei dem sie Linderung für ihren Schmerz suchten. In glücklichen, frohen Stunden war es wiederum der Herr, auf den der freudige Erguss des Herzens sich richtete. Ihm wird ein Festmahl bereitet, das der liebenden Martha fast zu viel Arbeit macht; ihm wird von der stillen, ahnungsvollen Maria eine Salbung mit „köstlicher Narde“ bereitet, wie sie köstlicher wohl nie ein König empfing. Man hat aus diesen Zügen geschlossen, die Schwestern in Bethanien seien reich gewesen. Ob sie jedoch diese königlichen Ausgaben für den Herrn, die auch die Jünger ganz aus der Fassung bringen, aus ihrem Überfluss bestritten haben, oder ob sie dazu ihre Sparbüchse bis auf den Boden leeren mussten, das ändert die Gesinnung und den Wert der Tat nicht. Sie waren jedenfalls die reichsten Jungfrauen in Israel an herzlicher Liebe zum Herrn. Wir sehen an ihnen die Bestätigung des Wortes Pauli: „Die nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört.“

Treten wir nun, nachdem wir diese Ideale der christlichen Jungfräulichkeit angeschaut, dem Worte des Apostels näher, und betrachten wir zuerst, was er von denen, welche freien, denkt.

Wenn der Apostel das merkwürdige Wort ausspricht: „Die aber freiet (heiratet), die sorget, was der Welt angehört,“ so will er damit keineswegs den ehelichen Stand überhaupt als ein Hindernis für die Heiligung, oder als sündig und verweltlichend darstellen. Es wäre ein großes Missverständnis und mit dem Worte Gottes im Widerspruch, wenn jemand die Ehelosigkeit als einen heiligeren, Gott wohlgefälligeren Stand ansehen wollte. Selbst das andere Wort des Apostels in Vers 38, wo er den Vätern in Bezug auf ihre Töchter schreibt: „Wer verheiratet, tut wohl, wer aber nicht verheiratet, tut besser“, darf niemand zu der Ansicht verleiten, als stelle er die Ehelosigkeit über den ehelichen Stand. Beide Worte beziehen sich zunächst auf die damalige Zeit, die eine „Zeit der Not“ (Vers 26) war. Der Apostel sah die schweren Trübsale herankommen, die bald über die ersten Christengemeinden hereinbrachen. Die blutigen Verfolgungen, welche nicht lange nachher über die Kirche Christi kamen, standen bereits klar vor seinem Geiste. Er sah die schweren Versuchungen zum Abfall von Christo wenn es gelten werde, um Christi willen Verfolgung, Misshandlung, Gefängnis, Verbannung von Heimat und Vaterhaus, ja selbst den Tod, oft einen martervollen Tod, zu erdulden. Er wusste, dass die Versuchungen um so größer und die Leiden um so schwerer sein würden, je mehr der Christ durch Bande der Familie an die Heimat und an das Leben gebunden ist. Er wusste, dass da Verheiratete viele natürliche Sorgen „um das, was der Welt angehört“ haben würden, von denen Unverheiratete frei wären. In diesem Sinne müssen wir zunächst die Worte des Apostels verstehen.

Dann aber hat allerdings das Wort: „welche freiet, die sorget, was der Welt angehört,“ auch noch einen andern, bis in unsere Zeit herein gültigen Sinn. Paulus will damit die Wahrheit, wie sie die tägliche Erfahrung lehrt, seinen Lesern vor Augen stellen, dass die Verehelichten unter allen Umständen viele Sorgen, irdische Sorgen haben, von denen die Unverheirateten befreit sind. Wie viele Aufgaben, Sorgen und Leiden treten an eine Hausmutter heran, von denen eine Jungfrau nichts weiß! Sorgen für Nahrung und Kleidung, für Gatten, Kinder und Gesinde; Sorgen im Hause und außer dem Hause. Nicht als ob diese Aufgaben der Verehelichten an sich sündig wären; allein, da sie sich eben auf Äußerliches, Irdisches, auf die Welt beziehen, so geht es der Mutter unendlich viel

schwerer, als der Jungfrau, so ganz im Herrn und für den Herrn zu leben, nur zu sorgen, was dem Herrn angehört.

Der Apostel wünschte also, dass die christlichen Jungfrauen zu Korinth mit Rücksicht auf die schwere Zeit und aus Liebe zum Herrn lieber ledig bleiben möchten. Der Grund seines Wunsches, die bevorstehende Not der Verfolgungen, besteht heute nicht mehr, und wir dürfen gewiss sein, dass Paulus an unsere heutigen Jungfrauen diesen Wunsch nicht mehr richten würde. Immerhin aber hat auch heute noch Gültigkeit, was er von den Jungfrauen seiner Zeit aussagte in Bezug auf ihre Sorge, und dabei wollen wir noch ein wenig verweilen.

„Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört.“ Wollen wir diese Worte in unsern Sprachgebrauch übertragen, so müssen wir etwa sagen: Die Jungfrau, die unverheiratete christliche Tochter, sorgt für das, was sich auf den Herrn bezieht. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung des Geistes und des Leibes ist auf den Herrn und auf seine heilige Reichssache gerichtet.

Der Apostel spricht damit den Jungfrauen der korinthischen Gemeinde ein Lob aus, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Es stand wohl, als er diese Worte schrieb, vor seinem Geiste eine Anzahl christlicher Töchter, von denen er wusste, dass die Sorge um das Wohlgefallen des Herrn ihre Hauptsorge und die Arbeit in seinem Reiche, am Dienste der Armen und Kranken, der Witwen und Waisen ihre liebste Beschäftigung war. Der Apostel hatte nicht nötig zu ermahnen oder zu wünschen, dass die Jungfrauen seiner Gemeinde sorgen möchten für das, was dem Herrn angehört. Er wusste, dass das bereits der Fall war. Es war der natürliche Zug dieser wiedergeborenen, in der Liebe Christi gewurzelt Jungfrauen, kein anderes, kein lieberes Sorgen und Streben zu kennen als das, dem Herrn zu gefallen. So bekam Maria von Bethanien viele ebenbürtige Schwestern in der Kirche. Von hier aus können wir begreifen, warum die kleine apostolische Gemeinde eine so große Macht in der Welt war, und bei aller Stille, bei allem Dulden und Leiden einen so gewaltigen Einfluss auf die damalige Gesellschaft ausübte, so dass sie einen Sieg nach dem andern erfocht, ja allmählich die ganze heidnische Gesellschaft umgestaltete, besiegte und im christlichen Geiste erneuerte. Da waren eben – anders als später – die meisten Gemeindeglieder auch ganze Christen. Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, jedes Alter wetteiferte in der Liebe und Hingabe an den Herrn mit dem andern, jedes war in seinem Teil etwas Rechtes und Ganzes, jedes stellte seine Kraft, seine Eigentümlichkeit und seine Gaben in den Dienst des Herrn. So kam es, dass nicht nur in der Gemeinde die reichste Mannigfaltigkeit des göttlichen Lebens sich darstellte, sondern dass auch Ströme des Segens und des neuen Lebens von der Gemeinde aus auf die noch Fernstehenden sich ergossen.

Welchen Anteil das weibliche Geschlecht im allgemeinen daran hatte, haben wir schon angedeutet, als wir die christliche Familienmutter schilderten. Gewiss aber war der Anteil der Jungfrauen nicht der geringste. Was Paulus von diesen so rühmend hervorhebt, bestätigte sich später in herrlicher Weise. Als die Christenverfolgungen ausbrachen, da war aus mancher sonst schüchternen Jungfrau eine Glaubensheldin geworden, die an Standhaftigkeit, an Ausdauer in Leiden und Qualen, an Todesmut oft alte und gereifte Christen übertraf. Die schönsten Züge des Glaubens, der Liebe zum Herrn, der Treue bis zum Tod sind uns aus jener Zeit von Jungfrauen berichtet. Woher kam ihnen diese Kraft? Der Apostel gibt uns die Erklärung dazu: „Sie sorgten für das, was dem Herrn angehört!“ Ihre Stellung zum Herrn war die Quelle ihrer Kraft.

Blicken wir nun von da aus in das Jungfrauenleben unserer Zeit, und sehen wir, wie es sich dagegen ausnimmt.

„Die Jungfrau sorgt für das, was dem Herrn angehört.“ Dürfen wir dieses Wort so ohne Beschränkung auf unsere Jungfrauen anwenden? Kann man unsern Töchtern, kann man auch nur der Mehrzahl der christlichen Jungfrauen irgend einer Christengemeinde das Zeugnis geben, dass ihre erste, ihre größte, ihre einzige Sorge die sei, dass sie dem Herrn gefallen? Wenn wir aber gar die große Schar von Jungfrauen eines Landes, die in der heiligen Taufe dem Herrn Jesu geweiht wurden, die in der Konfirmation dem Herrn, der sie erkaufte, Treue gelobt haben, – wenn wir diese große Schar betrachten, wie viele sind wohl darunter, die überhaupt noch sorgen um ihr ewiges Heil? Wie viele, oder wie wenige sind doch wohl darunter, die ernstlich sorgen für das, was dem Herrn angehört? – Wir müssen uns gestehen, dass eine bedenkliche Verschiedenheit zwischen unseren Jungfrauen und denen der apostolischen Gemeinde Platz gegriffen hat. Wer nur ein wenig das Leben unserer weiblichen Jugend beobachtet, der muss sich gestehen, dass bei der größten Mehrzahl unserer Jungfrauen, sowohl der reichen als der armen, die Liebe zum Herrn, die Beschäftigung mit den ewigen Gnadengütern nicht die Hauptsache ist. Wohl gibt es auch noch heute manch' edle, stille Tochter, deren Wunsch es ist, dem Herrn Jesu zu gefallen; manche, deren größtes Glück darin besteht, ein Gotteskind zu sein und sich vom Herrn geliebt zu wissen. Wir freuen uns darüber und wollen dem Herrn dafür dankbar sein. Aber dennoch müssen wir die Klage erheben: wie sind doch deren so wenige im Vergleich mit den andern, die dem Herrn den Rücken gekehrt und sich der Welt zugewandt haben!

Sind denn aber diese jungen Weltkinder, die nicht sorgen um das, was dem Herrn angehört, so ganz sorgenlos? O nein! Auch sie haben ihre Sorgen, wie jedes Menschenherz eine Sorge haben muss. Sie sorgen eben um das, was der Welt angehört, – oft noch mehr und in schlimmerer Weise als die Verheirateten. Da ist das junge Herz beherrscht von Eitelkeit, Menschengefälligkeit, Vergnügungslust, Gefallsucht und andern ähnlichen Dingen, die dasselbe zu keinem höhern Gedanken, zu keinem Frieden, keinem wahren Glücke kommen lassen, sondern es unaufhörlich jagen und plagen. Welch' eine Macht übt doch heute die weibliche Eitelkeit gerade auf die jungen Herzen aus! Schon oben haben wir von ihr geredet. Aus der Eitelkeit entspringt aber natürlicher Weise die Gefallsucht. Wie manche Tochter weiß sich doch oft den ganzen Tag in ihrem Innern mit nichts anderm zu beschäftigen als damit, wie sie aussehe, welchen Eindruck sie mache, ob sie gefalle. Wüsste aber diese Tochter, wie gefährlich solche Gewohnheit ist, wie sie sich dadurch vor Gott entwürdigt und auch jedem edel denkenden Menschen missfällt; wüsste sie, wie sie dadurch ihren schönsten Schmuck, ihre wahre Zierde, ihre Weihe einbüßt: sie würde gewiss beschämt umkehren. Wie würde aber erst manche Tochter erschrecken, wenn sie wüsste, welchen Schaden sie sich in ihrem irdischen Lebensglück damit zufügt! Wie froh ist so manche, wenn sie ihren bewusst oder unbewusst verfolgten Zweck erreicht hat, – wenn sie Gefallen gefunden hat. Da ist momentan das Glück oft groß. Aber wie bald müssen die meisten gewahren, dass die so auf's Geratewohl getroffene Wahl das Herz nicht lange befriedigt. Wie viel Leid und Traurigkeit kommt da oft nach. Möchten doch alle Jungfrauen erkennen und glauben, dass ihr Vater im Himmel ihren Lebensweg überdacht hat und für eine jede, die sich von ihm führen lässt, und die in stiller Bescheidenheit auf ihn wartet, das Maß von Erdenglück bereitet hat, das sie am meisten befriedigen wird. Möchte doch jede den Herrn sorgen lassen, sie würde am glücklichsten fahren, auch wenn es nicht ganz nach ihrem Willen ginge. Weiß doch der Vater am besten, was seinem Kinde frommt. Wie mancher Mensch

aber zerstört durch sein eigenes unheiliges Tun das Glück, das Gott ihm zugedacht hatte, und schlägt sich selbst oft tiefe Wunden. Die Ewigkeit wird uns einst offenbaren, dass diejenige Tochter, die nur dem Herrn zu Gefallen lebt, die glücklichste war und sein wird, auch wenn ihr auf Erden kein rauschendes Glück zufiel.

Freilich dürfen wir die eitlen, gefallsüchtigen Jungfrauen nicht in erster Linie für ihren Herzenszustand verantwortlich machen. Sie sind eben so erzogen worden. Die Mütter tragen die Hauptschuld daran. Von frühe an muss ja manches Kind merken, dass die Mutter ihre ganze Eitelkeit auf dasselbe konzentriert und ihm etwaigen Mangel an Eitelkeit selbst zum Vorwurf macht. Von Jugend auf muss die Tochter lernen, dass viel darauf ankomme, ja dass es bei einer Tochter die Hauptsache sei, wie man auftrete, wie man sich benehme, welchen Eindruck man bei den Leuten durch seine Erscheinung mache. So sind es in den meisten Fällen die Mütter, welche die Töchter vor Gott und Menschen so verunstalten und sie auf den Weg des Leides, der Traurigkeit und vieler bitterer Enttäuschungen führen.

Woher die vielen unglücklichen Ehen in unserer Zeit? Woher der lieblose, traurige, zerfahrene Zustand so vieler Familien? Der Grund dazu wurde bei den meisten Ehegatten schon in der Jugend gelegt. Schon die Art und Weise, wie sie sich zusammenfanden, konnte nichts Gutes versprechen. Wie oft ist die gegenseitige Achtung schon vor der Heirat verloren. Wo aber die Achtung verloren ist, da hat die Liebe keinen Boden mehr. Wir wollen nicht auf das traurige Gebiet der Jugendsünden, der schmachvollen Selbstentwürdigung so vieler junger Töchter eingehen, wir wüssten nicht, worüber wir mehr klagen müssten, ob über den großen Schaden, der viel größer ist, als man glaubt, oder über den Mangel an Schamhaftigkeit, der die gefallenen Töchter unserer Zeit auszeichnet. Gibt es doch viele Gegenden, besonders Fabrikorte, wo bei den meisten Ehen, die geschlossen werden, die Frauen die Folgen eines vorherigen unkeuschen Lebenswandels an sich tragen.

Da ist es doch wahrlich am Platze und an der Zeit, dass wir einen Ruf, einen ernsten Mahnruf an die Mütter und Töchter richten. Ist die Mutter das Herz der Familie, gibt sie der Familie den Charakter, so ist die Erziehung der Töchter ja von der größten Wichtigkeit. Wie unsere Töchter sind, so werden die künftigen Familien sein.

Blicken wir nun aber nochmals in unser Bibelwort hinein und fragen wir, was denn Paulus unter der „Sorge für das, was dem Herrn angehört“ verstehe?

Er versteht gewiss vor allem darunter: die Sorge für die eigene Seele. Dass das eigene Herz eine Wohnung Gottes sei und immer mehr werde; dass es von jedem sündigen Hauch der Weltlust bewahrt bleibe; dass das junge Herz rein und keusch bleibe in seinem inneren Leben der Gedanken, des Wünschens und Hoffens, des Verlangens und Sehns: das soll vor allem die Sorge der christlichen Jungfrau sein. Wenn der Herr von jedem Christen ein reines Herz verlangt; wenn das Wort: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen,“ jedem auf Seligkeit hoffenden Menschen gilt, so gilt es doch der Jungfrau ganz im besonderen. Denn von ihr, als dem Sinnbild der Reinheit, verlangt selbst die Welt in dieser Beziehung noch mehr als von irgend einer andern Menschenklasse. Es gibt aber keine wirkliche, wahre, ganze Reinheit, wenn nicht das Herz, das Lebenszentrum, durch heilige Hingabe an den Herrn gereinigt, von aller Befleckung, auch des Geistes, rein gehalten wird. Da gilt es für jede Mutter und für jede Tochter, dafür zu sorgen, dass der Wandel allezeit als unter dem heiligen, allwissenden Auge Gottes, geführt werde, dass das Herz von der heiligen Liebe des Herrn ergriffen sei, dass die ganze jugendliche Kraft, das frische Leben, das jugendliche Feuer

des Herzens ganz dem Herrn geweiht und geheiligt werde, dass all' das Sehnen und Hoffen des jungen Herzens auf den Herrn gerichtet und alles natürliche Wesen immer mehr verklärt werde. Wo so eine Jungfrau vor allem dafür sorgt, dass alles, was an ihr ist, dem Herrn angehöre, dass sie eben selbst ganz ungeteilt des Herrn Eigentum sei, da ist sie dann allerdings auch die „schönste und edelste Gestalt, die der heilige Geist auf Erden hervorbringt,“ bildet diejenige Seite der Menschheit, die am nächsten angrenzt an die himmlische Welt der nicht gefallenen Geschöpfe Gottes, – der Engel. Möchte doch jede Tochter, die diese Zeilen zu Gesichte bekommt, sich aufmachen, die heilige Arbeit an sich selbst zu beginnen, so dass wir bald mehr solcher edlen, lieblichen Gestalten um uns sehen dürfen, die man als Pflanzen des himmlischen Vaters erkennt.

An diese erste Hauptsorge der christlichen Jungfrau reiht sich dann eine andere an, die außer ihr liegt und die zuerst ihre nächste Umgebung betrifft. Es ist die Mitsorge mit der Mutter bei allen den Aufgaben, die wir weiter oben der christlichen Hausmutter zugeteilt haben. Da treten die unsterblichen Kinderseelen der kleineren Geschwister vor allem an sie heran, legen sich ihr auf's Herz, dass sie für sie Sorge als für eine Sache, die dem Herrn angehört. Wie viel heilige, selige Arbeit wird da eine Jungfrau finden, deren Herz in der Liebe Jesu lebt. Wie oft mangelt der viel geplagten Mutter die Zeit und die Kraft, sich so mit den Kleinen zu beschäftigen, wie es nötig wäre. Greift da nicht die Tochter ein, so bleibt ein wichtiges Werk ungetan. Die Herzen der Kinder gleichen einem im Frühjahr frisch umgearbeiteten Gartenbeet, in welches der himmlische Vater bei der Taufe eine wertvolle Ewigkeitspflanze – ein neues Leben seines Geistes – gepflanzt hat. Diese Pflanze soll von den Gärtnern, die Gott dazu bestellte, von den Eltern, gepflegt, begossen, genährt werden. Unterbleibt die Pflege, so wird bald das Unkraut, dessen Same im Herzen wie im natürlichen Gartenboden schlummert, aufgehen, überhand nehmen und die Gottespflanze ersticken. In dieser heiligen Gärtnerarbeit braucht die Mutter oft Hilfe; da sind die Töchter die natürlichen, von Gott gesetzten Gehilfinnen der Mutter. Hat eine Tochter erst unter der Leitung einer edlen, christlichen Mutter sich an diese Arbeit gewöhnt, so wird sie bald Freude und Lust, ja köstlichen Genuss daran finden, wenn sie sehen wird, wie die jungen Herzen empfänglich sind für die Liebe des Heilandes und für die Mitteilungen über die ewige Welt; wenn sie sehen wird, wie da das Kinderherz aufgeht und erwacht zu glücklicher Freude, je mehr es selige Himmelsluft atmen darf. Auch an der andern Mutterarbeit für die, die außer dem Hause stehen, hat die Jungfrau ihren Anteil. Wir sagten, die Mutter habe die Gebetsarbeit Mosis für das kämpfende Israel zu tun. Mose wurde darin müde, und so oft er die Hände sinken ließ, siegte Amalek. Er brauchte deshalb Gehilfen, die seine Arme stützten. So hat auch die Mutter eine Stütze nötig in der heiligen Gebetsarbeit für die draußen Stehenden. Wer anders kann ihr da beistehen, als die Tochter, die um sie ist? Welch eine herrliche Schule ist das für die Tochter selbst im Hinblick auf ihren künftigen Gattin- und Mutterberuf! Eine Jungfrau, die aus solcher Schule kommt, gibt gewiss eine tüchtige, treue, christliche Gattin und Mutter. Viele Töchter müssen freilich von frühe an schon mithelfen in der äußerlichen Familienarbeit. Sie müssen oft die kleineren Kinder hüten und pflegen und nicht selten vor der Zeit herbe Mägdedienste verrichten. Sie müssen frühe einen Teil des Kreuzes, der Not, der Last in der Familie tragen helfen. Bleibt es aber bei diesem äußerlichen Aufbürden und Überbürden, kommt in das junge Herz der Tochter mit all seinem Sehnen und Verlangen kein anderer Gegenstand als Irdisches, Äußerliches, Vergängliches, sieht es kein anderes, höheres Ziel vor sich, als diese Welt mit ihrer Last und Lust: so wird das Herz erniedrigt, und das heilige Feuer der Liebe zum Herrn erlischt. Wie ist doch das Leben mancher Tochter von frühe an so traurig, kahl und öde, weil vor lauter Sorgen, die ihr zufallen, die eine rechte Hauptsorge nicht zur Geltung kommen kann. Und doch sind die Mittel

vorhanden, auch das Lebensgebiet der Tochter zu verklären und zu einem wahrhaft glücklichen zu machen.

Wir müssen aber den Kreis der heiligen Sorgen der Jungfrau noch weiter ziehen. Zu der Sorge für das, was dem Herrn angehört, müssen wir auch den Diakonissendienst außer dem Hause, an Armen, Kranken, Witwen, verwaorlosten Kindern, – den Dienst für die Mission und in der Mission rechnen. Wie viel ist doch auf diesen Gebieten allerwärts zu tun! Wer aber soll diese Arbeit tun, wenn die Jungfrauen nicht Hand anlegen? Hätten wir mehr wahrhaft christliche Jungfrauen, die für die Sache des Herrn sorgten, die auch etwas von heiligem Drange der Liebe Christi in sich verspürten: so würden in der Heimat viele blutende Wunden der Gesellschaft verbunden, viele Schmerzen gelindert, viel Leid in Trost verwandelt werden; so würde auch das Werk der Heidenmission besser vorwärts gehen, weil es von der Heimat aus besser unterstützt würde. Diese Arbeit an den Kranken, Verlassenen und Verlorenen, in der Gemeinde, sowie die helfende Pflege der Heidenmission ist, wir betonen das, ganz besonders die Aufgabe der christlichen Jungfrauen. Wer sollte auch sonst diese Arbeit tun? Die Mütter, auch die, welche Herz und Sinn dafür haben, können nur selten eingreifen. Ihr Arbeitsfeld in der Familie und für dieselbe nimmt bei den allermeisten die ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Die Männer und Jünglinge haben ebenfalls meistens eine Beschäftigung, die sie den ganzen Tag in Anspruch nimmt, und so kommt es dann, dass die Arbeit der innern Mission, wie die helfende stützende Arbeit für die Heidenbekehrung, nur von einigen Wenigen ernstlich betrieben, im allgemeinen aber dafür bloß gelegentlich, ausnahmsweise, bei besonderen Veranlassungen etwas getan wird. Den meisten Menschen ist solche heilige Ewigkeitsarbeit bloße Nebensache oder eine Sache, mit der sie sich gar nicht befassen. Sollen aber diese Arbeiten getan werden, sollen sie mit dem Nachdruck und Ernst, den die Größe der Aufgabe erheischt, getan werden, so muss jemand sie ernstlich anfassen. Wenn nun auch jeder Christ die Pflicht hat, ein Arbeiter im Reiche Gottes zu sein, so haben doch für diese speziellen Arbeiten die Jungfrauen den ersten Beruf. Das soll ein Teil ihrer heiligen, liebenden Sorge sein. Je mehr unsere Jungfrauen sich wieder in dieses Sorgen für die Sache des Herrn hineinleben, um so mehr werden sie auch Lust und Freude daran finden, und die eitlen Sorgen werden zu ihrem und der Ihrigen Wohle immer mehr verschwinden.

Doch wir kehren wieder zu Jakob zurück, von dem wir noch manches zu hören und zu lernen haben.

3. Ein treuer Dienst und sein Lohn.

(Für Dienstboten)

1. Mose 30,29.30

Er aber sprach zu ihm (zu Laban): Du weißt, wie ich dir gedient habe und wie es mit deinem Vieh gestanden unter mir. Du hattest wenig, ehe ich herkam; nun aber ist es ausgebreitet in die Menge und der Herr hat dich gesegnet durch meinen Fuß. Und nun, wann soll ich auch mein Haus versorgen?

1. Mose 31,38 – 41

Diese 20 Jahre bin ich bei dir gewesen, deine Schafe und Ziegen haben nicht verlahmt, die Widder deiner Herde habe ich nie gegessen. Was die Tiere zerrissen, brachte ich dir nicht, ich musste es büßen; du fordertest es von meiner Hand, es wäre mir des Tages oder des Nachts gestohlen. Des Tages verschmachtete ich vor Hitze und des Nachts vor Frost, und es floh der Schlaf meine Augen. Also habe ich diese 20 Jahre in deinem Hause zugebracht, habe dir gedient 14 Jahre um deine beiden Töchter, und sechs um deine Herde, und du hast mir meinen Lohn zehnmal verändert.

Jakob war also Labans Knecht 20 Jahre lang. Das Knecht sein ist nichts Liebliches, besonders wenn man sich zu etwas Besserem geboren weiß, oder von frühe an als Sohn eines reichen Hauses durch eine unkluge Mutter verwöhnt wurde, wie Jakob. Noch schwerer wird es, wenn man der Knecht eines Laban sein muss, d. h. eines unedlen Mannes, der selbstsüchtig und herzlos den Diener ausnützt. Aber wie schön, ja wie groß steht hier Jakob vor uns, der 20 Jahre lang Labans Knecht bleibt, zunächst mit keinem andern Lohn als dem, eine Gattin zu erwerben! Der wahre Wert eines Menschen offenbart sich ihm und andern nicht im Glücke, sondern erst in der Trübsal oder in der Demütigung. Auch misst sich der innere Wert eines Menschen nicht nach seinen Worten, sondern nach seinem Tun. Jakob hätte nicht nötig gehabt, zu dienen, er war eines reichen Mannes, eines Fürsten Sohn. Allein er erkennt in dieser Führung den Willen Gottes, demütigt sich, wird Knecht und hält in hartem Dienste so lange geduldig aus, bis seines Gottes Wort ihm Erlaubnis gibt, den traurigen Ort zu verlassen. Jakob war nicht ein selbstsüchtiger, hochmütiger, träger Knecht, sondern diente einem treulosen Herrn mit musterhafter Hingebung und Treue. Was liegt doch in diesen Worten: „Des Tages verschmachtete ich vor Hitze, des Nachts vor Frost, der Schlaf floh meine Augen, so diente ich dir diese 20 Jahre lang!“ Welch' ein Leben lassen sie vermuten! Unter den glühenden Sonnenstrahlen des Orients zieht er umher auf den weiten Ebenen Mesopotamiens, erträgt Sturm und Regen, Gewitter des Tags, Frost des Nachts, kämpft gegen wilde Tiere, wacht Tag und Nacht über seiner Herde, weidet, tränkt, schützt, pflegt die Schafe und Lämmer seines Herrn in selbstvergessender Liebe. So dient er 20 Jahre lang ohne Murren, ohne Klagen. Zehnmal wird ihm sein Lohn geändert, verkürzt, er lässt es schweigend über sich ergehen. Er bringt Segen in das Haus seines Herrn, sieht unter seiner Hand dessen Herden sich mehren, macht den armen Laban nach und nach zu einem reichen Manne und bleibt dabei demütig, still, treu, neidlos. Er erntet keine Anerkennung seiner Treue, sondern wird oft lieblos behandelt, und doch bleibt er im Dienst, bleibt mit gleicher Hingebung und Treue 20 Jahre! Wahrlich, das ist ein Heldentum!

Was hat wohl den Jakob in solch' schwerem Leben Tag für Tag, Jahr für Jahr aufrecht erhalten? – Ja, wenn die Sterne, die schon vor viertausend Jahren ebenso still und freundlich über jene Gegend herunterblickten, wie heute, erzählen könnten, was sie einst dort gesehen, – sie würden uns neben all dem Leid und Weh im äußeren Leben des Jakob eine innere Geschichte seines Lebens voll Hoheit und Herrlichkeit beschreiben. Sie würden bald da- bald dorthin deuten und sagen: Hier stand in längst vergangenen Tagen eine einsame Palme, unter deren kümmerlichem Schatten Jakob oft sinnend stand, an deren Stamm gelehnt er manche Nacht seine lagernde Herde überschaute; hier hat er gebetet, hier hat er geweint, hier hat er das Heimweh seines Herzens vor dem ewigen Gott gestillt, hier hat er viel, viel Leid geklagt, hier hat er viel Trost und Frieden genossen, hier hat ihn

sein Gott angeblickt, ihn gestärkt, ihn gesegnet, hier war die geheime Quelle seiner Kraft, – ein heiliger Ort!

Jakob hat nicht nur als Gottesmensch Segen in Labans Haus gebracht, sondern er hat aus demselben auch viel Segen mitgenommen. Gott hat seinen Dienst angesehen und belohnt. Er durfte als reicher Mann in die Heimat zurückkehren. Hatte er früher im väterlichen Zelte viel von Gottes Treue und Erbarmen gehört, so durfte er nun in Tagen der Trübsal diese Treue und Güte seines Gottes selbst erfahren und erleben. Er wird in seinem späteren Leben wohl nie gewünscht haben, diese lange schwere Fremdlingsschaft lieber nicht durchgemacht zu haben.

Laban konnte allerdings von Glück sagen, dass er einen solchen Diener in's Haus bekam und so lange behielt. Sein Verdienst war es nicht, auch war er nicht dankbar dafür. Dass ein treuer Diener eine Gnade, ein Geschenk Gottes ist, das scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein. Er hatte eben keinen göttlichen Sinn, sonst hätte er etwas von dem fühlen und gegen Jakob anwenden müssen, was Paulus später an die Kolosser Kap. 4,1 schrieb: „Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, dass ihr auch einen Herrn im Himmel habt.“ Wenn das Verhältnis zwischen Laban und Jakob zwanzig Jahre lang ein erträgliches blieb, so war das hauptsächlich dem Jakob zu verdanken. Sein Glaube, sein Gebet, sein demütiges Erkennen der Wege Gottes, sein Stillehalten unter der langen, schweren Prüfung halfen ihm alle Ungerechtigkeiten schweigend ertragen. Er tat seinen Dienst dem Herrn und nicht den Menschen.

Möchten doch die Dienstboten unserer Tage dieses Beispiel des Jakob sich zu Nutzen machen! Die Verhältnisse zwischen Dienstboten und Herrschaften sind in unserer Zeit der großen Mehrzahl nach so unlieblich geworden, wie sie wohl nie vor uns waren, und allerwärts herrscht das Gefühl, dass es so nicht weiter gehen könne. Die Dienstboten vermissen in den Familien die Liebe, die Herzlichkeit, das Vertrauen, ein Familienleben, sie fühlen sich fremd. Die Herrschaften wiederum vermissen an den Dienstboten Treue, Fleiß, Ordnungsliebe; Demut, sie fühlen ein Element in dem Hause, das sich nicht in das Familienleben einfügen lässt. Wohl gibt es noch auf beiden Seiten Ausnahmen, aber sie sind selten. Beide Teile, die ja aufeinander angewiesen sind, leiden darunter oft schmerzlich, und das Leben, das ein freundliches und liebliches sein könnte, wird zur unerträglichen Qual.

Wer ist an diesem Zustande schuld? Natürlich immer der andere Teil. Die Herrschaften klagen dafür die Dienstboten an und diese jene. Im Grunde aber sind beide Teile schuld und in vielen einzelnen Fällen niemand, sondern die Zeitverhältnisse, in denen wir leben. Wir haben den Vätern und Müttern schon bei anderen Gelegenheiten öfter einen Spiegel vorgehalten, darum wollen wir hier nur noch ein kurzes Wort an Dienstboten richten. Da jeder rechte Mensch in dieser Welt ein Diener und das Dienen keine Schande, sondern eine Ehre ist, zumal seitdem der Heiland gekommen ist, „nicht dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene,“ so wird auch mancher Leser, der nicht als Dienstbote erscheint, vielleicht einen Segen aus dieser Lektüre davontragen.

❶ Das Wichtigste und Nötigste, was Jakobs Verhalten im Dienste uns nahe legt, scheint mir das zu sein, dass wir uns ansehen als vom Herrn an diesen Ort gestellt, wo wir stehen. Dieser Gedanke erleichtert viel und hilft, ich möchte sagen, über alles weg. Wenn ein Kind aus dem Vaterhause tritt in der Notwendigkeit, im Dienste fremder Menschen sein Brot verdienen zu müssen, so ist es ja klar, dass nicht das Kind sich in diese Lage gebracht hat. Gott teilt die Lose aus, wenn auch meistens durch menschliche Vermittlung. So kommt es, dass manchmal ein Kind, das wie Jakob nicht zum

Dienen erzogen wurde, dienen muss. Wer sich einen Dienst sucht, trachtet danach, einen „passenden“ Platz zu finden. Der Platz, für den du dich entscheidest, fällt aber nicht immer, ja höchst selten zu voller Befriedigung aus. Man hat sich die Sache anders vorgestellt, als sie sich in der Nähe zeigt, oder man hat geglaubt, einen Platz zu finden, wo es nur Licht und keinen Schatten gebe, wo Unangenehmes und Schweres nicht existiere. Man hat ganz vergessen, dass überall auf Erden die Trübsal der Fremdlingsschaft sich findet, und dass der Platz des ganzen vollen Glückes, wo nur Ruhe und Friede, Freude und Seligkeit waltet, im Himmel zu suchen ist. Wer nun ruhig überlegt, wird finden, dass neben dem unerwarteten Schweren seiner Stellung auch manch' Schönes und Gutes sich zeigt. Aber freilich, das ruhige Überlegen ist nicht die beste Eigenschaft des Jünglings oder der Jungfrau. Das Gute bleibt meistens unbeachtet, weil nicht alles nach Wunsch ist, und das Unangenehme tritt allein und immer vor's Auge, und scheint um so schlimmer, je mehr man sich vorher nur Angenehmes versprochen hatte. Mutlosigkeit, Verstimmung, Gedanken an baldige Änderung sind die natürliche Folge. Man wechselt den Platz. Der folgende hat die Schattenseite des ersten zwar nicht, was man in den ersten Tagen mit Freuden erkennt; aber bald stellen sich andere heraus, an die man gar nicht gedacht, und die noch schwerer werden als die des vorigen. Man wechselt wieder, weil man von einem besseren Platz gehört hat. Hier wäre nun vielleicht alles nach deinem Wunsche; aber siehe da! hier bist du nicht nach Wunsche. Man verlangt mehr, als du kannst; man macht kurzen Prozess, man kündigt diesmal dir. Du musst abermals einen Platz suchen. Wie wird er ausfallen? Wir wollen ihn nicht beschreiben, sondern nur sagen, dass ein Stein, der immer rollt, kein Moos ansetzt. Ein Diensthote, der jedes Jahr mehrere Plätze hat, kommt unausweichlich dahin, dass er bald kein ganzes Kleid mehr besitzt. Das ist aber ein trostloses Leben für dich selbst, ungerechnet die Störung, die du in die Familien bringst. Wie ganz anders wäre es doch gegangen, wenn du es gemacht hättest wie Jakob, wenn du dir gleich im ersten Platz gesagt hättest: Ich bin in der Fremde, wo es nicht ist wie in der Heimat; ich bin an dem Ort, wo Gott mich haben wollte, wo Er mich hingestellt hat; hier will ich bleiben, bis der Herr mich fortgehen heißt; ich bin in seiner Schule und will lernen, was er mir aufgibt. Hättest du da täglich, wie einst Jakob, den fremden Ort geweiht mit Gebet, hättest du um Kraft und Trost gerufen – wie ganz anders wäre es gegangen. Dein Gott hätte dich gesegnet und du wärest für das Haus ein Segen geworden. Gott hat dir den Platz angewiesen, auf dem du stehst, ob du es glaubst oder nicht. Glaubst du das, und willst du deines Gottes Segen empfangen, so darfst du nicht aus der Schule laufen, darfst nicht wegen jeder Unannehmlichkeit den Sack hinwerfen und gehen, darfst nicht deinem Gott sagen: Du hast mich zwar zu meinem Besten an diesen Ort gestellt; aber es gefällt mir nicht, drum gehe ich wieder und suche mir etwas Besseres. Wo Gott uns hinstellt, da ist für uns Segen, auch wenn es uns schwer geht, wie einst dem Jakob. Gott stellt uns aber freilich nicht immer an den angenehmsten Ort, wenigstens fängt er nicht damit an in seiner Erziehungsweise. Wer ihm aber stille hält, wer ihm folgt in treuem Gehorsam, der wird am Ende finden, dass er ein guter Hirte ist. – Die heilige Schrift sagt, unser Leben sei ein Kampf; ja so ist es. Das Leben ist oft ein ernster, schwerer Kampf. Aber es ist auch ein wichtiger, lohnender Kampf, der der Mühe wert ist. Da darf aber der Soldat nicht fliehen, nicht weglaufen. Ein Soldat in Friedenszeit ist etwas Schönes, aber Nutzloses. Die Christen sind oft gerne Kämpfer – in Friedenszeit. Wie viel wäre doch gewonnen, wenn wir Menschen alle diese einfache Wahrheit zu Herzen nähmen: „Gott hat mich hierher gestellt, hier bleibe ich stehen, bis er mich wegruft!“ Dazu gehört allerdings ein Wille, und zwar ein geheiligter, nicht ein fleischlicher Wille, ein Wille, der Gott gefallen will, der ihm gehorchen will, der im Willen Gottes sein Wohlergehen erkannt hat. Jakob musste lange harren, endlich kam aber doch das Wort

seines Gottes voll Huld und Gnade und sagte ihm: „Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein“ (Kap. 31,3).

Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf, mit Macht herein.
Um dein Grämen zu beschämen,
Wird es unversehens sein.

② Das Zweite, das ich aus Jakobs Verhalten im Dienste hervorheben möchte, ist das, dass er Segen in Labans Haus brachte. Er durfte dem zornigen Laban getrost sagen: „Gott hat dich durch meinen Fuß gesegnet.“ Ist nun das nicht etwas Schönes, wenn ein Mensch weiß, dass durch sein Dasein Gott seine Nebenmenschen segnet? Es gehört gewiss zu dem Besten, was man von einem Menschen rühmen kann. Wer aber ein Segen für andere werden will, der muss eben selbst „ein Gesegneter des Herrn“ sein, er muss sich täglich selbst segnen lassen von dem Gott, von dem alle gute Gabe kommt. Wer sich nicht selbst täglich betend unter Gottes Segenshände stellt, wird leer über die Erde gehen, ungesegnet und ohne Segen zu bringen. Ja noch mehr. Wir können nicht mit anderen Menschen verkehren, ohne ihr Leben zu beeinflussen. Werden wir andern nicht zum Segen, so werden wir ihnen zum Unsegen. Bringt ein Dienstbote keinen Segen in's Haus, so bringt er gewiss Unsegen. Wie wichtig ist es aber für unser Leben, für unser irdisches und noch mehr für unser ewiges, ob wir Segen oder Unsegen um uns verbreiten! Die Ewigkeit wird es offenbaren! Oder meinst du, es sei ganz gleichgültig, ob du in die Familie, bei der du in Dienst trittst, Ordnung, Ruhe, Frieden, Herzlichkeit, oder aber Unordnung, Unfrieden, Zank, Störung bringst? Meinst du, es habe wenig zu bedeuten, ob die Kinder, die dir zur Hut und Pflege anvertraut sind, mit Liebe, mit Herzlichkeit, mit dem Frieden Gottes, mit allem was lieblich ist, was wohl lautet, beeinflusst werden, oder aber von mürrischen, unfreundlichen, unwahren, bösen Wesen umgeben sind? Man darf ja nur ein wenig nachdenken, so tritt einem die Wichtigkeit eines Dienstboten, besonders eines Dienstmädchens, das am innersten Leben der Familie Anteil nimmt, und seine Verantwortlichkeit, auf's Ernsteste vor Augen. Wo in einer Familie der Friede nicht waltet, da kann sie ihn bringen; wo aber schon Friede wohnt, da kann sie ihn auf's Tiefste stören.

Aber, sagst du, wie kann ich da Frieden halten oder Frieden bringen, wo man den Leuten mit dem besten Willen nichts recht machen kann? Gegen diese alte Klage der Dienstboten gibt es ein sehr einfaches Mittel; wende es an und du wirst bald sehen, dass es hilft. Trachte mit ganzem Herzen danach, in deiner Arbeit dem allwissenden Gott zu gefallen, und du wirst bald alle Leute, auch die wunderlichen, befriedigen. Jakob kannte diese Wahrheit aus dem Munde seines Großvaters Abraham, dem Gott gesagt hatte: „Ich bin dein Schild und sehr großer Lohn, wandle vor mir und sei fromm.“ Darin lag für Jakob das Geheimnis seines Lebens und seines Segens. Er diente nicht dem Laban, sondern Gott. Paulus drückt diese Wahrheit mit den schönen Worten aus, die er an die Dienenden in Kolossä richtet (Kol. 3,23.24): „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen und wisset, dass ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes, denn ihr dienet dem Herrn Christo.“ – Tut alles von Herzen, tut alles dem Herrn, wie einfach ist doch das! „Von Herzen“: Ich glaube, es gibt wenig Familien, die nicht ein Dienstmädchen lieben und es gut behandeln, sobald sie sehen und fühlen, sie tut ihre Arbeit von Herzen, d. h. mit

herzlicher Liebe und Hingebung, selbst dann, wenn sie ihre Aufgabe noch mangelhaft erfüllt. Wo man das Herz bei der Arbeit findet, den guten Willen, die Liebe, da hat jeder Mensch Freude und auch Geduld. Wo dagegen das Herz, der gute Wille, die herzliche Bereitwilligkeit fehlt, da mangelt den Menschen etwas, da kommt es nicht zu einem guten, gesegneten Verhältnis, selbst wenn der Dienstbote seine Arbeit recht macht. Noch wichtiger aber ist das Andere: „Tut alles dem Herrn.“ Nicht mit Augendienst, als den Menschen zu gefallen, sondern in der Furcht Gottes, vor dem allwissenden Gott, aus Liebe zu dem Herrn Christo. Es ist eine alte Erfahrung, dass meistens in den ersten Wochen das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstbote ein besseres ist, als nachher. Man hat diese Tatsache durch das sprichwörtlich gewordene Gleichnis verewigt: „Neue Besen kehren gut.“ Aber warum? Oder besser: Warum werden sie so bald abgestumpft und kratzig? Ich glaube, unser Bibelwort gibt uns die Erklärung dazu. Es ist eben nicht ein dem Herrn Gefallenwollen, sondern Menschengefälligkeit, Augendienst, freilich oft unbewusst. Menschengefälligkeit ist aber ein Strohfeuer, das nicht lange anhält, das oft schon bei dem ersten Missverständnis zu verlöschen beginnt. Wer den Menschen zu Gefallen seine Arbeit tut, wird auch bei guten Menschen nicht lange Befriedigung finden. Menschen sind eben keine Engel. Wer nur um des Lohnes willen anderen dient, wird bald müde sein und finden, er sei für seine Arbeit schlecht bezahlt. Er wird manches nicht, anderes ungern tun, weil ihm der Gedanke nachhinkt, er sei nicht dafür bezahlt. Und in der Tat, wer für seine Arbeit in unserer Zeit keine andere, keine höhere Vergeltung kennt, als seinen Lohn, seine irdische Bezahlung, der ist schlecht bezahlt, der ist zu bedauern, der kann nicht freudig arbeiten, der muss ein mürrischer und träger Diener werden. Ganz anders aber ist es bei dem, der sich im Dienste des Herrn weiß und alles als dem Herrn getan betrachtet. Da wird täglich der Herr zur Seite stehen, Kraft und Segen, Geduld und Demut schenken, nicht nur einige Wochen lang, sondern immerdar. Er wird das Herz gewiss machen, dass für einen treuen Dienst noch eine andere Vergeltung vorhanden ist, als der Geldlohn. Ein Diener, der seine Arbeit dem Herrn tut, weiß und wird es bald mit Augen sehen, dass der Herr der beste Vergelter ist, dass er keinen Becher kalten Wassers, in Liebe gereicht, keine Arbeit, die ihm getan, unbelohnt lässt.

Ich kann nicht unterlassen, eine gefährliche Schwachheit unserer heutigen Dienstboten hier noch anzuführen, ich meine die: unbekümmert um christliche oder unchristliche Grundsätze der Herrschaften, lieber in reichen und vornehmen Häusern, als bei ärmeren Familien zu dienen. Ich sage, das sei eine gefährliche Schwachheit. Du staunst und fragst, ob das ernst gemeint sei! – Ich sage getrost ja. Höre mich ein wenig geduldig darüber an, ich will dir meinen Gedanken offen erklären, und am Ende wirst du ihn nicht so gar unvernünftig finden. Ich begreife es vollkommen, dass ein Dienstbote lieber in einem reichen Hause dient, als bei einer wenig bemittelten Bürgerfamilie. Dort ist im allgemeinen besserer Lohn, weniger Arbeit, weil mehr Dienstboten, also mehr freie Zeit für dich, bessere Kost, bequemere Räume, mehr Leben und Unterhaltung, es geht in allem, Heizung, Beleuchtung etc. weniger sparsam zu, das Leben ist in jeder Beziehung angenehmer und lohnender als bei den andern, die für viele Leute oft nur eine Magd haben können, kämpfen und sorgen müssen, nach jedem Kerzenstumpfen schauen, weniger zahlen, weniger gut essen, viel weniger bequem wohnen etc. – mit einem Wort, wenn man schon dienen muss, dient man lieber im Hause eines reichen Grafen als in dem eines Handwerkers. Das ist so natürlich, so menschlich, so allgemein, dass man fürchten muss, für einen Narren gehalten zu werden, wenn man dagegen zu sprechen wagt. Und dennoch! Es ist kein guter Zug des Herzens; es ist gefährlich und schädlich. Ich will, um diese Behauptung zu rechtfertigen, mich nicht einmal auf biblischen Boden stellen, will nicht ausführen, dass auch hier Jesu Wort gilt: „Was ihr getan habt einem dieser

Geringsten, das habt ihr mir getan," oder, dass Gott im besonderen auf das Niedrige und Verachtete vor der Welt schaut und es segnet, dass sich gewiss die Engel im Himmel freuen, wenn ein treues Mädchen einer armen, geplagten Hausmutter mutig ihre schwere Last tragen hilft, als gehörte sie zur Familie; wir wollen uns vielmehr nur auf den Boden der äußeren Nützlichkeit stellen, um zu erkennen, dass im Leben eines Dienstmädchens nicht alles Gold ist was glänzt.

Stelle dir ein Mädchen vor, das 10 – 15 Jahre in einem reichen Haus gedient hat. Sie hatte einen guten Platz, ein schönes Leben, war immer reinlich, selbst hübsch gekleidet, sie hat ein vornehmes Leben genossen, sie hat sich auch etwas erspart, freilich nicht so viel, als man vermuten sollte, denn die besseren Kleider etc. kosteten Geld; aber immerhin, sie hat etwas erspart, vielleicht viel mehr, als jene andere Magd, die immer nur bei geringen Leuten diente. Endlich verheiratet sie sich, oder aber sie verheiratet sich nicht. – Ist letzteres der Fall, so wird ihr das nicht immer lieb sein. Denn eine Tochter wird ja zunächst nicht geboren, um nur Magd in dieser Welt zu sein, so schön auch dieser Beruf werden kann, wenn er geweiht wird mit Gottesliebe. Immerhin ist der nächste und natürliche Beruf einer Tochter der, Gattin und Mutter zu werden. Wird nun dem vornehmen Dienstmädchen dieser Beruf nicht zu Teil, so wird das, wenn auch ihr selbst nicht, so doch vielen andern Leuten erklärlich sein. Wer sollte sie nehmen? Der Sohn des Grafen tut es nicht, der schüchterne junge Handwerker, der seinen Hausstand zu gründen die Absicht hat, wagt es nicht. Er fürchtet – nicht nur einen „Korb“ – sondern vielleicht mit Unrecht, dass die verwöhnte Tochter für sein bescheidenes Los nicht recht passe. Er nimmt die andere, die er so mutig und froh schaffen, waschen, kehren sah. Er denkt: die ist gesund, nicht verwöhnt, fleißig, bescheiden, kann alles, was in einer einfachen Haushaltung nötig ist, und tut alles gerne. So denkt und handelt der nüchterne, brave junge Mann. Wer will es ihm verargen?

Es kann aber mit dem vornehmen Dienstmädchen auch anders gehen. Nicht alle bleiben sitzen. Setzen wir also den Fall, sie verheirate sich. Ein Mann ihrer Herkunft wirbt um sie und kriegt keinen Korb. Was ist dann die Folge? Nun, sie können immerhin recht glücklich mit einander werden. Die Frau findet sich vielleicht sehr rasch wieder in die viel bescheidenern Verhältnisse hinein. Das Glück, einen lieben Menschen glücklich machen zu dürfen, ist ihr mehr als alles, was sie daran gab, und gibt ihr Lust, alle Arbeiten, auch solche, die sie lange nicht mehr getan, freudig und froh zu verrichten. Sie kocht, wäscht, fegt, flickt, sie macht alles, was vorkommt, mit so viel Lust, als hätte sie nie von etwas anderem gewusst. Die Liebe, das Glück versüßt es ihr. Ich sage, so kann es immerhin kommen. Allein die Erfahrung lehrt, dass es leider sehr selten so kommt. Ich könnte hier aus meiner pastoralen Erfahrung eine ganze Reihe von Fällen anführen, wo es ungefähr folgendermaßen ging: Die ersten Monate, vielleicht ein ganzes Jahr, ging alles gut; mit den Ersparnissen richtete man sich freundlich ein und half dem schwachen Verdienst des Mannes nach in der Haushaltung. Man lebte, wenn auch nicht so gut wie früher, doch etwas besser, als der Verdienst des Mannes allein gestattet hätte. Die Liebe ist oft blind und „verträgt dann alles,“ wenigstens alles Gute. Das Zusetzen hört aber bald auf und oft gerade dann, wenn es wegen der Ankunft eines Kindes erst recht anfangen sollte. Da fehlt es dann an vielen Dingen. Das Entbehren, das sich zum ersten Male einstellt, ist bitter und missgestimmt. Man hat nicht die Pflege, wie sie früher bei andern Leuten in ähnlicher Lage gesehen wurde. Die Frau muss, noch krank, aufstehen und die Haushaltung nebst dem kleinen Kinde besorgen. Was früher noch leicht ging, geht jetzt, da man matt, krank, arm, missgestimmt ist, so schwer. Der Mann ist auch missgestimmt, oft sehr missgestimmt. Es geht leidlich noch ein Jahr. Nach der Ankunft des zweiten

Kindes aber verlottert die Haushaltung; die Entbehrung wird zum Mangel, zur Not, die Missstimmung zur Unzufriedenheit, die sich oft in den taktlosesten, rohesten Vorwürfen des einen Gatten über den andern Luft macht. Jeder sieht im andern sein Unglück. So kommt es dann, dass hier ein Mann seine Zuflucht ins Wirtshaus nimmt, weil die Familie ihn nicht mehr anzieht; dort einer seine Frau und Kinder einfach verlässt und davongeht; wieder ein anderer sich scheiden lässt; wo aber keines von diesen stattfindet, es oft zu rohen Tätlichkeiten kommt. Es ist auch hier gut, dass der Mensch das Joch in seiner Jugend trage, d. h. nicht in der Jugend verwöhnt werde, so angenehm es auch eine Zeit lang sein möchte.

Jakob durfte unter Gottes besonderer segnender Leitung reich aus seinem schweren Dienste austreten. Er hatte das nicht dem Laban zu verdanken. Muss er diesem doch sagen: „Du hast mir meinen Lohn zehnmal verändert. Wo nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams und die Furcht Isaaks auf meiner Seite gewesen wäre, du hättest mich leer ziehen lassen. Aber Gott hat mein Elend und meiner Hände Mühe angesehen.“ Jakob diente seinem Gott und hielt um Gottes Willen bei dem schlaun und geizigen Laban aus, und Gott sah ihn an und lohnte schon auf Erden seinen treuen Dienst. Das tut er immer noch. Möchten nur der Dienstboten bald viele werden, die dem Herrn und nicht den Menschen, und nicht bloß um des Lohnes willen dienen, sie würden gewiss erfahren, dass unser Gott derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit. Gottes Wesen bleibt dasselbe, Seine Gesinnungen gegen uns bleiben die gleichen, wie immer auf Erden die Verhältnisse und die Menschen sich ändern. Wer Jakobs Segen haben möchte, soll seine Gesinnung, seine Treue, seine Geduld sich betend aneignen, dann darf er gewiss erfahren, dass „es dem Herrn ein Geringes ist, durch viel oder wenig zu helfen.“

Ich kenne einen jungen Mann, der in einem großen Geschäft 3 Jahre als Angestellter arbeitete. Er hatte von seinem Herrn und den vielen andern Angestellten wegen seiner Frömmigkeit viel zu leiden. Obwohl sein Herr sich oft über ihn lustig machte, setzte er das größte Vertrauen in ihn und stellte ihn überall hin, wo er selbst sein sollte und nicht konnte. Er behandelte ihn wie einen Sohn, ausgenommen seine Neckereien über seine Frömmigkeit. Der junge Mann bezog von seinem Gehalt während der 3 Jahre nur, was er für bescheidene Kleidung brauchte und hoffte, beim Abschied ein schönes Kapitälchen als Ersparnis zu empfangen. Wie erschrak er aber, als sein Herr, der ihn nicht gerne fortließ, ihm eine Rechnung vorlegte, in der so viele Dinge, die er verbraucht und verschuldet haben sollte, angerechnet waren, dass er nicht nur keinen Centime empfing, sondern seinem Herrn noch herauszahlen sollte! Der junge Mann hätte dagegen protestieren und klagen können; er war aber über solche Misshandlung nach 3 Jahre langem, treuem Dienst so traurig, sein Herz war so zerrissen, dass er eilte, hinaus zu kommen, um sein Leid seinem Gott zu klagen. Er ging schweigend fort, ohne ein Wort der Bitterkeit oder der Protestation zu sagen. Später suchte ihn sein Herr nochmals auf, um ihn wieder in seinen Dienst zu gewinnen, was er natürlich ablehnte; aber ohne ein Wort gegen jene Ungerechtigkeit fallen zu lassen. Er hoffte auf Gott und ist nicht zu Schanden geworden. Gott hat ihn bald so freundlich gesegnet, dass er oft denken musste: „Der Herr hat mein Elend angesehen.“ Jedenfalls möchte er heute – denn er lebt noch – nicht mit jenem Herrn tauschen, auch wenn dieser noch lebte; um so weniger aber nun, da Gott ihn indessen zur Abrechnung in die Ewigkeit abgerufen hat.

Wir haben aus Jakobs Jugendzeit im Vaterhause neben manchem Guten viel Tadelnswertes zu bemerken gehabt. Sein zwanzigjähriger treuer, demütiger Heldendienst im Hause Labans lässt aber alle früheren Schwachheiten vergessen. Er ist wert, immer

wieder und in unserer Zeit erst recht an's Licht gezogen und zur Nachahmung empfohlen zu werden.

VI.

Des Pilgers Heimkehr.

1. Mose 31,3

Und der Herr sprach zu Jakob: Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein.

1. Mose 32

Jakob aber zog seinen Weg, und es begegnete ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere; und hieß die Stätte Mahanaim. Jakob aber schickte Boten vor ihm her zu seinem Bruder Esau, in das Land Seir, und befahl ihnen und sprach: Also saget meinem Herrn Esau, dein Knecht Jakob lässt dir sagen: Ich bin bis daher bei Laban lange außen gewesen und habe Rinder und Esel, Schafe, Knechte und Mägde und habe ausgesandt dir, meinem Herrn, anzusagen, das; ich Gnade vor deinen Augen fände. Die Boten kamen wieder zu Jakob und sprachen: Wir kamen zu deinem Bruder, und er zeucht dir auch entgegen mit 400 Mann. Da fürchtete sich Jakob sehr und ihm war bange und teilte das Volke, das bei ihm war, und die Schafe, Kinder und Kamele in zwei Heere und sprach: So Esau kommt auf das eine Heer und schlägt es, so wird das andere Heer entrinnen.

Weiter sprach Jakob: Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, Herr, der du zu mir gesagt hast: Zeuch wieder in dein Land und in deine Heimat, ich will dir wohl tun; ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn mit meinem Stab ging ich über diesen Jordan, und nun bin ich zwei Heere geworden. O errette mich von der Hand meines Bruders Esau! Und er blieb die Nacht da. – Und Jakob blieb allein übrig jenseits des Flusses. Da rang ein Mann mit ihm bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, dass er ihn nicht übermochte, rührete er das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk von Jakobs Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach, lass mich gehen, die Morgenröte bricht an. Aber er (Jakob) antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und er segnete ihn daselbst.

1. Die göttliche Erlaubnis zum Aufbruch.

Da dieser Elende rief, hörte der Herr und half ihm aus allen seinen Nöten“ (Ps. 34,7).
„Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn“ (Ps. 27,14).

Nach zwanzigjährigem Warten, Harren und Sehnen kommt endlich die göttliche Antwort, die dem Jakob Erlaubnis gibt, nach der lieben Heimat zurückzukehren. „Zeuch wieder in deiner Väter Land und zu deiner Heimat; ich will mit dir sein.“ Das war ein froher

Tag für den Fremdling, als er diese gnädige Antwort auf sein Flehen empfing. Oft kämpfte er mit sich selbst, ob er nicht ausbrechen und der Heimat zueilen sollte. Es waren Versuchungsstunden, die er überwand. Ohne seines Gottes Erlaubnis und Beistand, gar wider Gottes Willen wolltet er nicht in die Heimat ziehen. Es wäre auch nicht gut gewesen und nicht glücklich gegangen. Lieber mit Gott in der Fremde bleiben und in schwerem Dienste ausharren, als ohne Gott in die Heimat ziehen. Jakob hatte recht; er hat viel gelernt. Als aber endlich der Vater sprach: „Zeuch, ich bin mit dir!“ da war auch alles Weh der langen Leidenszeit vergessen und das Herz schlug wieder froh. All die seligen Erinnerungen aus einer glücklichen Jugendzeit wachen wieder auf, all die geweihten Orte Kanaans stehen vor seinem Geiste. Kein Tag darf verloren werden! Auf, der Heimat zu, nach Kanaan, dem Lande der Väter, der Wiege seiner Kindheit, dem Orte der Offenbarungen Gottes, dem Lande der Verheißung, das ihm zum ewigen Besitze zugesprochen war! Wie wallte sein Herz bei diesem Gedanken!

Wir wissen alle, dass das irdische Kanaan nicht das Ziel unserer Wallfahrt und nicht die Befriedigung unseres tiefsten Sehns und Hoffens, sondern nur ein Abbild unserer ewigen Heimat, der Stätte der herrlichsten Offenbarungen Gottes ist. Wir sind in der Fremde. Unser Sehnen wird hienieden nicht ganz gestillt. Bald aber wird der Ruf des Vaters ertönen: „Zeuch in die Heimat, in das Land des Vaters.“ Wie ist es dir bei diesem Gedanken zu Mute? Jauchzt dein Herz, wie das Jakobs? Oder beschleicht dich geheime Furcht? Es ist etwas Trauriges, dass viele Leute nicht gerne sterben, auch solche, die es auf Erden recht schlecht hatten. Wer das Wort der barmherzigen Verheißung von einer lieben, seligen Heimat im Glauben erfasst hat, der sollte doch gerne nach Hause gehen, zumal wenn der Herr sagt: „Ich bin mit dir.“ Aber freilich die herrlichsten Verheißungen helfen uns nichts, wenn wir sie nicht ergreifen können, wenn sich zwischen sie und uns eine unvergebene Sünde lagert. Da kann man einem Abreisenden, einem Sterbenden sagen, was man will, es bringt keinen Frieden noch Trost in's Herz. In der Scheidestunde treten Sünden auf, die lange vergessen, lange in den Hintergrund gedrängt wurden. Die trüben dann den Blick und rauben die Freudigkeit. Sie müssen weg, sonst gibt es keine frohe Heimfahrt. Wohl jedem, der mit dieser Arbeit nicht wartet bis zur Abreise.

Auch bei Jakob stellt sich ein alter Feind ein, den er nicht mehr vermutet und der seine Freude verbittert, – es ist seine alte Schuld gegen Esau. Jakob hat viel gearbeitet, viel gelitten, viel gebetet, viel gelernt, er hat sich auch oft nach der Heimat gesehnt, und doch ist er noch nicht reif für Kanaan. So darf er nicht über den Jordan, es muss noch etwas wichtiges vorher an ihm geschehen. Er wird uns nun zeigen, was noch an ihm war, das nicht „in's Reich“ taugte, und wie ihn Gott vollends läuterte.

2. Mahanaim.

Jakob hatte Erlaubnis, seinen Dienst zu verlassen und Gottes gnädige Schutzverheißung. Er ruft seine Frauen und bespricht mit ihnen den Plan zum Aufbruch. Laban geht von Hause fort, seine Schafe zu scheren. Damit war ein Freudenfest verbunden. Diese Gelegenheit benützt Jakob, heimlich zu entfliehen. Rahel stiehlt noch ihres Vaters Hausgötzen und nimmt sie mit. Erst nach drei Tagen wird es Laban angesagt, dass Jakob geflohen sei. Er besinnt sich nicht lange, sondern sammelt seine Knechte und jagt dem Flihenden nach, den er nach sieben Tagereisen einholt. Indessen ist Jakob in tiefer innerer Not. Furcht und Angst ringsum. Er kennt den rohen Laban und fürchtet mit Recht seinen Zorn. Doch der barmherzige Gott tritt in's Mittel, schützt sein fehlendes,

geängstetes Kind und legt dem Feind einen Zügel an: „Dass du mit Jakob nicht anders denn freundlich redest!“

Warum hat Jakob doch so töricht gehandelt, heimlich zu fliehen? Hatte er nicht die Erlaubnis Gottes zur Abreise? Wusste er nicht, dass: „ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Nochmals hat er sich durch Mangel an Glauben und Vertrauen auf seinen Gott schwere Stunden der Angst und Sorge bereitet; nochmals hat sein alter Mensch der List, dem er folgte, ihn in große Gefahr gebracht, aus der der treue Gott allein ihn retten konnte und rettete. Wie schwer geht es doch, bis ein Mensch sein altes Wesen überwindet und ein Kind vor Gott wird! Gottlob, dass der gnädige Gott nicht mit uns handelt nach unsern einzelnen schwachen Handlungen, sondern nach der Grundrichtung des Lebens, und dass er ein Gott ist, „barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, ein Gott, bei dem viel Vergebung ist.“

Wie viel hat doch die Heimlichkeit, das unoffene Handeln, den Menschen schon Traurigkeit und Herzeleid gebracht! Wahrheit und Offenheit sind der Boden des Friedens im Herzen, im Hause, im Verkehr mit den Menschen, überall, selbst vor Gott. Hätte Jakob den Mut gehabt, auf Grund von Gottes Befehl vor Labans Angesicht zu treten und seinen Dienst zu kündigen, es wäre ihm sicher kein Haar gekrümmt worden, Laban hätte ihn im Frieden ziehen lassen müssen. „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Ich vermute aber, dass Jakob bei dieser törichten Flucht den Rat der Rahel befolgte. Diese wollte noch des Vaters Hausgötzen mitnehmen, das konnte ja nur heimlich geschehen, in Abwesenheit des Laban. Jakob ahnte nicht den Grund ihres Rates und war ihr gegenüber immer schwach. Dafür bereitete er sich viel Angst.

Arme Rahel, dein Herz hing also noch im Aberglauben an den Götzen des sündigen Vaters! Du glaubst, ein Gott, den du stehlen, den du davontragen kannst, könnte dir Segen bringen! Du hattest wenig von deinem Gatten gelernt. Stehlen ist immer schlimm, aber vollends den Vater bestehlen und gar einen Gott sich stehlen! Wahrlich, es sah schlimm aus unter Labans Dache.

Sieht es unter deinem Dache besser, viel besser aus, lieber Leser? Hoffentlich ja. Es gibt aber leider auch zu unserer Zeit viele solche Toren, die ihren Gott mit sich herumtragen oder ihn im Hause liegen haben. Wird ihnen der gestohlen, so stehen sie ohne Gott in der Welt. Diese Götzen zu hüten macht den Leuten viel Mühe und Sorge. Der liebe Heiland hat deshalb gesagt: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel – denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz,“ und wir dürfen auch den Satz umkehren und sagen: Wo euer Herz hängt, da ist euer Schatz, euer höchstes Gut, euer Gott.

O ein treuer und barmherziger Gott, der uns nicht in unseren Sünden liegen lässt! Jakob und Rahel wecken durch ihre Sünde den Zorn des Löwen; Gott tritt aber verzeihend in den Weg und wehrt seinem Brüllen. Wohl dem, der diesen herrlichen Gott kennt, liebt und sich von ihm erziehen lässt.

Kaum ist dieser Feind im Rücken abgeschlagen, so tritt ein anderer von vorne auf den Plan, zunächst noch unsichtbar, aber doch schon deutlich vor Jakobs Geiste, sein Herz auf's Neue mit Sorge und Angst zu erfüllen, – es ist der Gedanke an Esau. Je näher er der Grenze Kanaans kommt, desto mehr wachen die alten Erinnerungen in ihm auf, und der zürnende Esau tritt drohend vor seinen Geist. „Es gibt Stunden in des Menschen, des Sünders Leben, – da wird einem so bange, da fühlt man sich so schwach, wie von Gott und Menschen verstoßen oder verlassen; man hat keine Freude von allen seinen Freuden

mehr; man hat keinen Frieden, kein fröhlich Vertrauen, keine Kraft mehr in sich selbst; man weiß nur von innerer Unruhe, von Angst und Zagen und Beben; es ist, als wäre das kräftigste Leben vom Blitze getroffen worden; rückwärts schwere Erinnerungen, vorwärts düstere Wolken, – ein Herz, das uns verdammt; eine alte Schuld ist plötzlich aus der Vergangenheit heraufgetaucht, sie wird an die Wand geschrieben, – scharfe, schwarze Züge; kein Wasser kann sie wegwaschen, kein Schwamm sie tilgen; lange Zeiten sind hinter uns verschwunden, die alte Vergangenheit ist wieder Gegenwart geworden; die alten und neuen Gedanken entschuldigen und verklagen sich untereinander, die alten Wunden schließen sich wieder auf, tief bis in's Blut und finster wie der Tod. – Wohin? wohin? Ach, zu Gottes Füßen hin, in den Staub hinein, doch auch in Gottes Hände; – aber es wird einem so bange, und die Nacht ist finster und lang.“ (Naeman) So war es dort dem armen Jakob zu Mute. Doch siehe! „Gott ist größer als unser Herz und erkennet alle Dinge.“ Jakob war auf Gottes Weg, Gott hat ihn heimziehen heißen und versprochen: „Ich bin mit dir.“ Davon sollte nun Jakob einen neuen herrlichen Beweis empfangen. – „Es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: es sind Gottes Heere. Und nannte den Ort Mahanaim.“ – Was wollten diese Engel, die Jakob in glänzenden Heerhaufen um sein Lager herum sieht? Sie sollten dem geängsteten Manne von Seiten ihres heiligen und gnädigen Gottes sagen: Fürchte dich nicht vor Esau, wir bilden eine feurige Mauer um dich her; derer, die bei dir sind, sind mehr als derer, die bei Esau sind; zweifle nicht an deines Gottes Macht, noch an seiner Treue, noch an seinem Erbarmen; fürchte deinen Gott in heiliger Furcht, aber fürchte dich nicht vor den Menschen. – O wie wird diese selige Erfahrung dem armen Jakob wohl getan haben! Er zieht nun weiter seinen Weg bis an den Jordan. Hier aber, an der Grenze Kanaans, hat er noch einen letzten schweren, doch seligen Kampf zu bestehen. Hier wird aus dem Jakob endlich der Gotteskämpfer Israel herausgeboren.

3. An der Grenze.

„Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding,“ ebenso trotzig im Glücke, als verzagt im Unglücke. Hat der Herr wunderbar und erbarmungsvoll aus sechs Trübsalen geholfen und selbst verheißen, dass in der siebenten uns kein Übel rühren dürfe, so ist eben, wenn eine neue Trübsal im Anzuge ist, das arme sündige Herz wieder verzagt, hat alle Beweise der vergebenden Treue Gottes vergessen und tut, als stünde es ganz allein da mit seiner Last, mit seinem Leid und Weh.

Bei Jakob hielt die herrliche Tröstung durch die Engelsheere nicht lange an. Der Gedanke an Esau erfüllt ihn mehr und mehr mit Angst und raubt ihm das kindliche Vertrauen zu seinem Gott. Beten kann er auch nicht in dieser Beklemmung; was soll das werden?

Doch Jakob ist ja klug und um ein Mittel nicht verlegen. Er nimmt seine Zuflucht zur gewohnten List. Armer Jakob, diesmal gelingt es nicht. Doch fahre nur zu! – Eine höfliche Gesandtschaft von dem „Knecht Jakob“ an den „Herrn Bruder Esau,“ das könnte gut wirken und den alten grimmigen Feind umstimmen, wenn auch das Gewissen nicht ganz mit dieser unaufrichtigen Botschaft einverstanden ist. Gedacht, getan. Er schickt Boten nach Seir und befiehlt ihnen: „Also saget meinem Herrn Esau, dein Knecht Jakob lässet dir sagen, ich bin bisher bei Laban lange außen gewesen – und habe ausgesandt, dir meinem Herrn (meine Rückkehr) anzusagen, dass ich Gnade vor deinen Augen fände!“ – Die Antwort lässt nicht gar lange auf sich warten. Die Boten kommen zurück, ohne

Brudergruß, mit dem kalten Bescheid: „Dein Bruder zieht dir entgegen mit vierhundert Mann!“ – Armer Jakob, das ist über alle Erwartung schlimm, was willst du nun tun? Willst du dich noch mit vergeblicher List plagen? Erinnerst du dich nicht an das tröstliche Wort deines Gottes: „Zeuch, ich bin mit dir!“? Nicht an die Errettung aus Labans Hand? Nicht an die Gottesheere, die dich begleiten? Ach nein, das alles vergisst Jakob und greift nochmals zur List. „Er fürchtete sich sehr, und ihm war bange und teilte sein Volk und seine Herde in zwei Heere und sprach: So Esau kommt auf das eine Heer und schlägt es, so wird das andere Heer entrinnen!“

Doch nachdem diese Anordnung geschehen, fühlte Jakob wohl, dass das ein törichter Gedanke war. Wird ein Heer geschlagen, so ist ja das schon entsetzlich, schon keine Rettung mehr, aber auch das andere wird dann nicht entfliehen können. Nun ist er mit seiner List, mit seiner Selbsthilfe zu Ende. Was bleibt übrig in dieser trostlosen, verzweifelten Lage? Wo ist da noch Hilfe zu suchen? – Bei Gott, bei Gott allein. Auf, vor Gottes Angesicht in demütigem Flehen! Jetzt fällt dem Jakob endlich ein, womit er hätte anfangen sollen. Nun geht ihm das Herz weit auf, nun fällt ihm seines treuen Gottes köstliche Verheißung ein, nun klammert er sich daran an und schreit aus der Tiefe seines Herzens: „Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, der du zu mir gesagt hast: zeuch wieder in dein Land, ich will dir wohl tun; ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast, – o errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esau's, denn ich fürchte mich vor ihm, dass er nicht komme und schlage mich, die Mutter samt den Kindern; du hast ja gesagt, ich will dir wohl tun. – Und er blieb die Nacht über da (im Gebet).“

Das war das Rechte, Jakob! Not lehrt beten, doch, wie wir früher schon sagten, nicht bei allen Leuten. Nur wo der Mensch Gott kennt und liebt, wo der Grundzug des Herzens schon auf Gott gerichtet ist, da bewirkt die Trübsal das, wozu sie Gott sendet. Bei Jakob war das der Fall, und Gott wollte durch diese Trübsal nichts anderes bei ihm erreichen. Jakob sah menschlich keinen Ausweg mehr. Er fühlte sich in die zürnenden Hände des Esau übergeben und verloren. Nach der Größe seiner Not gestaltet sich nun auch sein Gebet. Ein herrliches, köstliches, klassisches Gebet, wie nie ein Mensch ein schöneres gebetet hat, – ein Gebet, das seit mehr als dreitausend Jahren unzählige sündige Menschen aus der Tiefe ihres Herzens dem Jakob nachgesprochen haben, – ein Gebet, das die Erfahrung jedes Gotteskinds so wahr, so tief, so einfach ausdrückt! Auf der einen Seite sieht jetzt Jakob, wie nie zuvor, den Reichtum des Erbarmens, der Treue, der tragenden Langmut, der segnenden Gnade; auf der andern nichts als Mangel, Schwachheit, Undank, Sünde. Das bricht ihm fast das Herz, gibt ihm aber auch Mut und Freude, an das Herz dieses großen Gottes, an dieses unbegreifliche Erbarmen auf's Neue zu appellieren und sich mit seinen unverdienten Verheißungen zu wappnen. „Ich bin zu gering, – aber du hast gesagt, ich will dir wohl tun.“

„Du hast gesagt.“ Das ist die Sprache des Glaubens, mit der allein man etwas bei Gott erreicht. Wie große Dinge hat doch der ewige, wahrhaftige, unwandelbare Gott uns gesagt in seinem Worte! Warum machst du es nicht wie Jakob, dass du dir die für dich jetzt passende Verheißung nimmst und vor deinen Gott trittst und sagst: „Du hast's gesagt!“ Wie viel Angst und Sorge würde dadurch von deinem Herzen verschwinden! Du meinst, die köstlichen Verheißungen des Wortes Gottes gelten dir nicht, weil du sie nicht verdienst. Merkst du nicht, dass das die Sprache des Unglaubens ist? Gott hat keine Verheißung gegeben für solche, die sie verdienen. Alle Verheißungen sind hervorgegangen aus seiner Gnade, aus seinem unbegreiflichen Erbarmen, und alle gelten unwürdigen,

sündigen, gefallen Menschen. Wer sich zu diesen zählt, hat Anrecht an jene; wer sagen kann: unter welchen (Sündern) ich der „vornehmste“ bin, hat das erste Anrecht an alle Verheißungen Gottes. Ist das nicht etwas Köstliches und Seliges? Wie lange muss man doch dieses göttliche Geheimnis (siehe 1. Kor. Kap.1) predigen, bis ein blödes, verkehrtes Menschenherz es fasst! Ich hätte Lust, dir, lieber Leser, hier tausend herrlicher Gottesverheißungen, die dir alle gelten würden, wenn du sie in demütigem Glauben annehmen wolltest, unter die Augen zu stellen, Verheißungen für deine Erdenwallfahrt, für dein Sterben, für die Ewigkeit; lauter Worte aus dem Munde deines barmherzigen Gottes. Höre aber nur die eine, die dem sündigen Jakob zuerst gegeben wurde, die aber allen ähnlichen Leuten gilt: „Ich will dir wohl tun.“ Ich kenne dich, lieber Leser, wohl nicht, weiß nichts von deinem vergangenen Leben noch von deiner gegenwärtigen Lage, – du bist vielleicht in großer Angst: wenn du mich aber fragen würdest, was Gott mit dir jetzt oder in der Zukunft vorhabe, so würde ich freudig antworten: „Er will dir wohl tun.“ Er hat Gedanken des Friedens über dich, wenn er dir die Sonne seiner Gnade scheinen und dich täglich seine treue Segenshand in deinem Leben sehen lässt, – und er will dir wohl tun, wenn er dich in Nacht und Dunkelheit führt. Auch in der Wüste will er freundlich mit dir reden. O ein treuer Gott! Möchte er doch mehr Vertrauen bei uns finden!

„O errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esaus, dass er nicht komme und schlage die Mutter samt den Kindern!“ Das war’s also, die Angst vor Esau hat sein Herz so entsetzlich beschwert, hat ihm das ergreifende Gebet diktiert, hat ihn auf Gnade und Ungnade vor Gottes Angesicht niedergeworfen. – Sei getrost, Jakob, keiner wird zu Schanden, der auf Ihn trauet. Du sollst das herrliche Dazwischentreten deines Gottes erfahren. Freilich muss er, damit du für immer so demütig und im Glauben fest bleibest, noch ein ernstes Wort mit dir reden, – aber er wird auch im Zerbrechen dir wohl tun. Was doch die Feindschaft der Menschen gegen einander schon für Trübsal und Angst verursacht hat! Der Auszug Jakobs war traurig, aber seine Rückkehr noch trauriger, beides wegen der Feindschaft des Esau. Freilich er hat jetzt Weib und Kinder, das drückt doppelt schwer. Doch ist es gut, denn wäre er ledig gewesen, so hätte er mit Esau wohl den Kampf gewagt, so aber kann er ihn nicht wagen und nimmt seine Zuflucht zu Gott. Damit erreichte er mehr und blieb auf dem rechten Wege.

Wir wollen uns das zu Herzen nehmen, wenn auch uns ein „Bruder Esau“ feindlich entgegen tritt. Die Feindschaft von Seiten der Menschen gehört zu den schwersten Prüfungen in unserem Leben, und wir begreifen, dass David gebetet hat: „Lass mich in die Hand des Herrn fallen und nicht in die der Menschen, denn seine Barmherzigkeit ist groß,“ – bei den Menschen aber, auch bei sonst guten, ist leider, wenn sie beleidigt sind, oder sich beleidigt glauben, die Unbarmherzigkeit groß, oft sehr groß, so groß wie ihr Hochmut, oder besser: so groß, wie ihre unvergebene Schuld. „Denn welchem viel gegeben ist, der liebt viel, welchem aber wenig vergeben ist, der liebt wenig,“ der weiß wenig von der erbarmenden Liebe, die alles trägt, alles duldet, – wenig davon, dass Gott mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit, als am Opfer.

Doch vor allem die Frage: Bist du nicht selbst ein Esau? Besinne dich doch, ob nicht da oder dort ein Mensch ist, der sich vor dir fürchtet, der beim Gedanken an dich erschrickt, dem du zürnest, den du verfolgst, dem du zu schaden suchst. Er hat dich vielleicht beleidigt und du glaubst vor Gott und Menschen in deinem Recht zu sein, wenn du ihn deinen Zorn fühlen lässtest. Aber hüte dich! Meinst du, es sei etwas Geringes, wenn irgendwo im Verborgenen ein Mensch, den du ängstigst, vor Gott liegt und weint, zu ihm um Hilfe und Rettung gegen dich schreit? Möge der barmherzige Gott mich und dich, lieber Leser, bewahren, dass nie ein „Elender,“ ein geängsteter Jakob, uns

um unserer Herzenshärte willen vor dem Throne Gottes anklagen müsse. „Der Herr hört das Schreien der Elenden und wird der Armen Recht ausführen; Er sieht auf den Niedrigen und kennt den Stolzen von ferne.“

Du aber, der du in Jakobs Lage bist, fürchte dich nicht so sehr vor deinem Dränger. Mache es wie Jakob, als er sich vor Esau fürchtete: bete! Mache es wie David, als Doeg ihn verriet (Ps. 52): „Ich verlasse mich auf Gottes Güte immer und ewiglich“ oder als Simei ihm fluchte (2. Sam. 16): „Lasst ihn fluchen, der Herr hat es ihn geheißt. Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen und mir mit Gutem vergelten sein heutiges Fluchen.“ Räche dich selber nicht, wenn du willst, dass dein Gott Tür dich eintrete.

Es kann kein Christ über die Erde gehen, ohne viel Feindschaft ertragen zu müssen. Das gehört zu Gottes Hausordnung. Warum? Die Antwort ist einfach. Der Herr hat gesagt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen.“ Das ist eine schwere, heilige Lektion, – aber sie soll gelernt werden. Wie kann man sie lernen ohne Übung? Wer keinen Feind hat, kann auch keinen lieben lernen; wer nicht beleidigt wird, kann nicht dem Beleidiger wohlzutun lernen. Da aber niemand diese Lektion auf einmal, in einer Übung lernt, so muss eben die Aufgabe oft wiederkehren. Auch diese Prüfung wird eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit geben denen, die darin geübt sind. Sich selber rächen, Böses mit Bösem vergelten, zu nichts schweigen können, nichts tragen wollen – heißt diese große Lektion nicht lernen wollen. Die Feindschaften mit all ihren Aufregungen, Schmerzen, Traurigkeiten sind doch da. Nur die Frucht der Gerechtigkeit, die sie uns bringen sollten, wird zertreten.

Schlimmer als der „Bruder Esau“ in Menschengestalt ist jedoch ein anderer Feind, der uns auf unserem Lebensweg rastlos umlagert, und der um so gefährlicher ist, je weniger wir an sein Dasein denken und uns gegen ihn wappnen: es ist „der Verkläger von Anfang,“ der Teufel, und sein mächtiges Heer. „Wir haben nicht allein mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ Wenn mancher Christ sähe, wie er oft von diesen feindlichen Mächten umlagert ist, wie sie ihr Netz um ihn spinnen, ihn zu plagen oder wenn möglich zu verderben, er würde eifriger und ängstlicher täglich die Waffenrüstung in Eph. 6 anziehen. Es nützt nichts, darüber die Augen zu verschließen, oder sich damit zu trösten, dass auf unserer Seite der Stärkere ist. Unser König ist ja wohl da mit seiner helfenden, rettenden Hand. Ihm verdanken wir, dass wir von dem „brüllenden Löwen“ noch nicht verschlungen sind. Allein wir dürfen uns doch nur dann seiner Hilfe getrösten, wenn wir auch treu den Kampf kämpfen mit den Waffen, die er zu unserer Verfügung gestellt. Die meisten Schwierigkeiten in unserem Leben kommen von diesem Feinde. Ehe wir aber den letzten Gang antreten, den Gang nach Kanaan, in die Heimat, den Gang über den Jordan, da wird er nochmals seine Macht entfalten, wird uns entgegentreten, wird uns ängstigen wollen, wird längst vergessene Sünden vorhalten, – da wird es manchem „sehr Angst sein und wird sich fürchten“ vor ihm, vor sich, vor seinen Sünden. Ich wurde einmal zu einem kranken Manne gerufen, der sich rühmte, während 30 Jahren nie in der Kirche gewesen zu sein. Er hatte kein Verlangen nach mir; aber die Frau wollte, dass ich ihn Besuche. Als ich ihm vom Sterben sprach, meinte er, das mache ihm nichts, darum schaue er nicht zum Fenster hinaus. Ich erklärte ihm, dass es um das Sterben doch etwas Ernstes sei, denn so gewiss wir alle sterben müssen, so gewiss sei es, dass „danach aber das Gericht“ komme. Er schwieg. Mein Besuch war ihm unangenehm. Ich kam aber doch wieder und suchte immer mehr mit Liebe und Ernst an sein Herz zu kommen. Je schmerzlicher die Krankheit wurde, desto zugänglicher wurde sein Herz, so dass er sich bald nach meinem Besuche sehnte, und wenn ich das Erbarmen Gottes um Vergebung seiner Sünde anrief, da faltete

er die Hände und Träne um Träne floss über die Wangen. So ging es viele Wochen. Am Tage vor seinem Sterben konnte er nicht mehr sprechen; aber er lag da mit gefalteten Händen und lallte, lallte betend bis zu seinem Ende. Der Herr, der sein Lallen verstand, hat ihn noch wie einen Brand aus dem Feuer gerettet. – Aber auch von einem Pfarrer habe ich einmal gehört, dass er auf dem Sterbebette in tiefen Anfechtungen lag. Aller Trost war verschwunden. Da kommt die Magd in's Zimmer. Er bittet sie: Sag mir doch ein Sprüchlein, einen Trost. Die Magd erschrak und sagte: Aber Herr Pfarrer, was kann ich dummes Ding Ihnen sagen? Endlich, auf sein wiederholtes Bitten sagt sie den Spruch: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“ Ach ja, rief er aus, das ist's, das brauche ich! Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde – wiederholte er, das brachte Frieden und Trost in's Herz, das vertrieb die finstern Mächte, die ihm den Glauben verdunkeln und den Frieden rauben wollten. Möge niemand sagen: mir wird solches nicht begegnen, möge sich aber jedes täglich zur Heimfahrt rüsten durch Vergebung der Sünde und Besprengung mit dem Blute Jesu Christi.

4. Pniel. Kampf und Sieg.

„Und Jakob blieb allein zurück. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, dass er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk von Jakobs Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: Lass mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber er (Jakob) antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und er segnete ihn daselbst. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist errettet. Und als er von Pniel vorüber kam, ging ihm die Sonne auf, und er hinkte an seiner Hüfte.“

Und wenn man einen Kampf auch wohl ausficht,
Das macht's noch nicht.

Jakob führt seine Habe über den Fluss. Er selbst aber bleibt allein am Ufer zurück. Noch ist sein Herz nicht ruhig und getrost geworden. Er muss nochmals in der Nacht die Einsamkeit suchen, diesmal mit dem festen Entschlusse, seinen Gott zu fassen, zu bestürmen, mit ihm zu ringen, bis er eine gnädige Antwort und seinen Segen empfangen. Wer eben einmal den rechten Weg gefunden, den Weg des kindlichen, demütigen Gebetes, den Weg zu Gottes großem, erbarmendem Herzen, der kann nicht so leicht aufhören, den zieht es immer wieder, immer mächtiger dahin, so lange, bis alle Sorgen, aller Kummer, alle Wolken verschwinden und das Kind am Herzen des Vaters Ruhe, Trost, Kraft, Frieden gefunden, bis es seines Gottes und damit auch seiner Sache gewiss geworden ist.

Es war ein geheimnisvoller, wunderbarer Vorgang, dieser Kampf des Jakob. Wir wollen uns auch nicht bei dessen Erklärung aufhalten. Genug für uns ist, dass es unmissverständlich ein äußerlicher und innerlicher Kampf war. Denn „es rang ein Mann“ mit ihm, seine „Hüfte wurde verrenkt“ er wusste, wer der wunderbare Mann war, denn er sagt, er habe „Gott von Angesicht gesehen.“ Seine Waffe war, wie der Prophet

Hosea 12,5 uns sagt: betendes „Weinen und Flehen,“ rückhaltlos sich Anklammern an den Bundesengel Jehovah, bußfertiges Anerkennen seiner Unwürdigkeit, Schwachheit, Schuld und Hilflosigkeit und machtvolles Erfassen des Gnädigen und Barmherzigen, der ihm prüfend als Feind entgegentrat.

Die praktische Bedeutung dieses denkwürdigen Kampfes ist leicht zu erkennen. Von Seiten des Herrn war es eine Zusammenfassung und Vollendung seines bisherigen erziehenden Handelns an Jakob, ein Überwältigen des letzten Restes von sündig natürlichem Wesen in Jakob, der hier vollends zerbrochen wurde, um wegzugehen als Israel, als neuer Mensch, als einer, der in sich nichts mehr ist, der aber in rechtem Gottvertrauen das Höchste geworden ist, das man werden kann, der sich in Gott wieder gefunden hat. Von Seiten des Jakob war es ein Durchbrechen zur gänzlichen Hingabe an den Herrn, ein sich selbst Aufgeben und sich Gründen auf den ewigen Grund. Jakob hatte in seiner bisherigen Führung viel gelernt, wie wir sahen, aber einen letzten Rest von eigenem Wesen, von Jakobsnatur, nicht aufgegeben. So aber durfte er nicht nach Kanaan, so taugte er nicht in's gelobte Land als Stammvater des erwählten Volkes. Er sollte nicht nur etwas von Abrahams Glauben sich aneignen, sondern ein ganzer Abrahamssohn werden. Gott tut seine Arbeit immer ganz. Bei Pniel geschah die Vollendung des Jakob zum Israel.

Wie ist es dir, lieber Leser, bei diesen Gedanken zu Mute? Denkst du nicht auch, dass es etwas Herrliches ist, vor Gott ein ganzer Mann, ein rechter Christ zu sein? Freust du dich nicht auch darüber, dass es unseres Gottes Art ist, ganze Arbeit zu tun? Da bleibt ja auch für uns, so elend es noch aussehen mag, die köstliche Hoffnung, dass auch aus uns der Herr noch etwas Rechtes für Kanaan, für sein Reich zu Stande bringen kann. Ja, das kann er, und darum wollen wir ihn bitten. Wir wollen aber nicht vergessen, dass es durch Ertöten und Zerbrechen, durch Weinen und Flehen hindurch geht. Wir wollen auch das beherzigen, dass unser alter Rest von Jakobsnatur, von Sünde und ungöttlichem Wesen, an dessen Ertötung auch bei uns der Herr schon lange arbeitet, daran gegeben werden muss, – und koste es den schwersten Kampf. Wir wollen damit nicht warten bis zur Grenze, nicht warten, bis erst ein Feind uns dazu treibt, in dessen Händen wir unsern Untergang erblicken, sondern wir wollen uns zu Israelssamen, zu Gottesmenschen erziehen lassen durch unseres Herrn tägliche Güte und Treue. Keiner darf in das himmlische Kanaan, er sei denn ein neuer Mensch geworden. Der einzige Weg dazu ist: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden.“ Wer nicht diesen Weg geht, geht verloren. Wer auf diesem Wege nicht mit ganzem Ernst wandelt, dem Herrn stille hält, sich zerbrechen und reinigen lässt, dem geht es wie dem Judas.

„Lass mich gehen.“ – „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Wie wunderbar! Der Herr, dessen barmherziges Tun ist, uns nachzugehen, zu suchen, was verloren ist, der kann auch wieder, wenn wir ihn suchen, ihn festhalten, sich abwenden und sagen: Lass mich gehen. Hast du noch nie diese Sprache deines Herrn vernommen? David, der Psalmensänger, kannte sie und ihm nach viele Kinder Gottes. Er prüft unsern Ernst, ob wir mit ganzem Herzen ihn wollen. Jakob fand auch da wieder ein schönes Wort, um sein Tun, seinen für alle Zeiten musterhaften Entschluss auszudrücken: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ In diesem Worte liegt die Bekehrung, die ganze Stellung eines göttlichen Herzens zu Gott beschlossen. Zunächst enthält es einen zweifachen Entschluss: Alles andere zu lassen, in Gott und seinem Segen aber seinen höchsten Reichtum zu besitzen. Jakob hatte das Bewusstsein, dass er dem Esau mit 400 Mann gegenüber ein verlorener Mensch war. Sein Alles stand auf dem Spiel.

Seine einzige Zuflucht und Hilfe war bei Gott. In Gott allein konnte er auch seine Familie retten. So erkannte er in Gott sein Alles, sein irdisches und ewiges Glück. Außer Gott war für ihn nichts als Nacht und Verderben. Dieses herrliche Wort des siegenden Glaubens enthielt also für Jakob eine Welt voll Seligkeit. Auf diesem Boden fühlte er Sicherheit, Rettung aus allen Gefahren, Sieg über alle Feinde. Er fühlte, was Paulus aussprach: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“

„Ich lasse dich nicht!“ O ein schönes Wort, das viele Menschen, die edelsten und besten, die seither über die Erde gingen, von Mose, David, Paulus bis auf Luther und noch weiter bis auf diesen Tag mit tief empfundener Dankbarkeit nachgesprochen haben. Möchten es nur in unserer Zeit wieder viele Menschen gläubig sprechen lernen, es wäre das rechte Wort der Heilung für viele offene und verborgene Schäden. Möchten im besonderen alle leidenden und geprüften Gotteskinder es recht zu ihrer Losung machen, mit dem Herrn wieder recht ringen lernen, ringen gegen alle Sünde und Schwachheit, gegen Armut und Elend, den Herrn ergreifen im Leben, im Leiden, im Sterben, bei Tag und bei Nacht, in guten wie in bösen Tagen, das würde wieder Kraft und Stärke in die müden Reihen der Gläubigen bringen. Dem Jakob ging alsbald die Sonne auf, nicht nur äußerlich, sondern besonders innerlich. Die Nacht der Sorgen, der Traurigkeit, der Verzagtheit war verschwunden. Froh und getrost, siegesgewiss gierig er nun dem Esau entgegen und er wurde nicht zu Schanden.

„Wohl dem, des Hilfe der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf den Herrn seinen Gott stehet. Den Frommen gehet das Licht auf in der Finsternis; von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten.“

„Der Herr richtet auf, die niedergeschlagen sind. Das Verlangen der Elenden hörst du, Herr, ihr Herz ist gewiss, dass dein Ohr darauf merket.“

5. Ein betender Vater als Vorbild für unsere Familienväter.

Mehr als alles Einzelne im Leben des Jakob, so groß und wichtig es sein mag, ergreift mich die Tatsache, dass er ein betender Mann, ein Priester seines Hauses war. Wie ergreifend ist doch das Bild: Ein Familienvater, ein reicher Hirtenfürst, umgeben von kräftigen Söhnen, von hunderten von Knechten; – ein Mann der Arbeit, der Erfahrung, der Unternehmung, der Ausdauer, des Mutes – weinend und betend auf den Knien vor Gott! Hier liegt der Schlüssel zu seinem Reichtum, seinem Segen, seinem Ruhme und seiner Größe. Es ist mir, als dürfe ich die Feder nicht weglegen, ohne noch dieses Bild den Familienvätern unserer Zeit zur gesegneten Nachahmung vorzuhalten. Jakob steht um so größer da, als er nicht so dringende Aufforderungen und Mahnungen dazu hatte, wie wir Christen sie im Worte Gottes besitzen und wohl kennen. Wir wollen aus den vielen Stellen nur das Wort des Paulus anführen und einige Bemerkungen daran anknüpfen (1. Tim. 2,8): „So will ich nun, dass die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel.“ Was Paulus den Männern allerorts hier gebietet, dass sie Priesteramt tun sollen, das hat Jakob ohne Gebot, nur dem Zuge seines Herzens folgend, musterhaft geübt. Nach der Lehre des Neuen Testamentes soll jeder Hausvater ein Hauspriester, jede Familie eine Hausgemeinde, ein Heiligtum sein. Wie sehr wird nun aber in unserer Zeit diese segensreiche Pflicht vernachlässigt! Wie wenig betende Männer gibt es doch! Wo noch die Sitte des Familiengebets besteht, da ist es leider oft die Frau oder ein Kind, die den „Abendsegens“ beten müssen, der Vater ist nicht dabei oder sitzt in die Ecke. Es gehört aber zur Ehre und Würde des Familienhauptes, dass es die

wichtigste Verrichtung in der Familie selbst besorge. Wie der Vater am Tische obenan sitzt und sich damit als Haupt der Vereinigung darstellt, so soll er auch, wenn die Familie sich vor dem heiligen Gott versammelt, seinen Ehrenplatz; keinem andern überlassen. Es macht einen traurigen Eindruck auf andere, besonders auf Kinder, wenn der Vater, die wichtigste Person des Hauses, dessen Wort stets am meisten gilt, sich stumm in die Ecke flüchtet, wo es gilt, mit dem heiligen Gott zu reden, ihm Dank für seine Güte zu opfern, ihm die Not des Hauses vorzutragen und seinen Segen zu erlehen. – Welch' ganz andern Eindruck macht es aber auf die Kinder, wenn der Vater, die Kraft, die Stütze der Familie, es als sein Bedürfnis erkennt, vor dem Herrn die Knie zu beugen, ihm die Ehre und den Dank für alles zu geben, täglich seinen Beistand und Segen anzurufen! Solchen Eindruck wird manches Kind nicht mehr vergessen können, er wird das beste väterliche Erbe sein.

Wir müssen aber auch noch ein Wort darüber sagen, wie dieses Amt des Gebetes verrichtet werden soll. Wir nannten den Hausvater den Priester des Hauses. Als Priester hat er sein Haus zu versöhnen. Nicht als ob er für die Sünden des Hauses eine Sühne zu bringen hätte, aber er soll die in der Familie zu Tage tretenden Sünden, Schwachheiten und Unarten doch nicht übersehen, auch nicht bloß rügen, sondern er soll sie auf sein Herz nehmen, sie zu den seinigen machen und sie in priesterlichem Gebet vor Gott bringen und dafür Vergebung suchen. Er soll auch für die Sünden der Seinigen Buße tun, denn direkt oder indirekt sind sie seine Sünden, und er ist für sie ganz oder teilweise verantwortlich. Wie der Hohepriester Israels die Namen der 12 Geschlechter auf der Brust trug, so soll der Hauspriester nicht nur sein Haus im allgemeinen, sondern jedes Glied desselben im besonderen auf priesterlichem, fürbittendem Herzen tragen. Niemanden außer dem Hause treten die besonderen inneren oder äußeren Mängel und Bedürfnisse der Deinigen so klar unter die Augen als dir, und niemand hat auch so wie du die Pflicht, dieselben zu decken. Da ist nun wahrlich für jeden treuen Vater eine große, wichtige, heilige Arbeit zu tun, eine Arbeit, die für Zeit und Ewigkeit gewiss fruchtbarer und lohnender ist als jede andere. – Das ist aber nur die eine Seite des väterlichen Priesteramtes. Der Priester hat auch nach vollbrachter Versöhnung von Gott aus sein Volk zu segnen. Es hilft nichts, wenn ein Vater Segnungen über seine Familie von Gott erbittet, so lange eine unvergebene Schuld auf der Familie lastet. Die Schuld muss zuerst erkannt und vergeben sein. Ist aber der Hauspriester damit im Reinen, so kann er, so soll er segnen, und wird für die Seinen ein Segen sein. „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser,“ sagt die heilige Schrift. Dabei dürfen wir aber nicht an den Segen denken, den etwa ein Vater in Worten seinen Kindern gibt. Mancher Segen wird so gegeben oder angewünscht, der nicht erfolgt, weil Gott nicht sein Ja und Amen dazu sagen kann. Wir müssen vielmehr an den Segen denken, den sich ein treuer, betender Vater vor Gott erwirbt, dadurch dass er an der Spitze seines Hauses und mit seinem Hause als versöhntes Gotteskind vor Gott wandelt. Hat er die versöhnende Priesterpflicht geübt, und weiß er sich und die Seinen im Blute Jesu Christi gereinigt, so darf er mutig und glaubensvoll in die Schatzkammer Gottes hineingreifen und die herrlichsten Segnungen für sich und die Seinen nehmen und austeilen. Da gilt ihm dann das Wort: „Tue deinen Mund weit auf und lass mich ihn füllen.“ „Ich habe nie gesehen den Gerechten verlassen oder seine Kinder nach Brot gehen.“ „Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei.“ – Segen empfangen ist ein seliges Gefühl; aber Segen spenden und austeilen dürfen, ist unendlich viel seliger. Dazu ist aber jeder Familienvater berufen.

Es ist eine hohe, herrliche Aufgabe, welche das Wort Gottes hier den Hausvätern stellt, und es wird keinem meiner lieben Leser schwer fallen zu prüfen, wie er sich bisher zu dieser Aufgabe verhalten hat. Es ist schmerzlich, unter den Familien unserer heutigen

Christenheit eine Umschau zu halten. Man muss da fragen: Wo sind die betenden Männer? Wie selten sind doch die Familien, wo der Vater diese seine Priesterpflichten erkennt und ausübt! – Es ist der Unglaube, der Zeitgeist, der sich wie ein kalter Nebel über die Herzen vieler sonst rechtschaffener Männer lagert und jede höhere Regung des Gewissens erstickt. Der Unglaube sitzt auch in manches Gläubigen Brust. Denn mancher glaubt im allgemeinen an die Grundwahrheiten der heiligen Schrift, hält sich für einen Christen, ist dem frechen Unglauben feind, – und glaubt doch nicht. Denn wenn er wirklich die herrlichen Verheißungen unseres Gottes im Glauben erfasst hätte, so müssten sie ihre erneuernden Wirkungen auf sein Leben ausüben, sie würden ihn zum Gehorsam gegen die Wahrheit bringen, er würde ein betender Mann werden. Andere, die vielleicht dem Glauben noch näher stehen, fühlen wohl ihre Pflicht, tun vielleicht auch sonst als Christen, was sie können, entschuldigen aber den Mangel ihres Familiengebets damit, dass sie sagen und wohl auch glauben, sie hätten eben nicht die Gabe, öffentlich zu beten. Ist aber das Nichtkönnen eine Entschuldigung? Es mag ja wohl manchem, der es nicht von Jugend auf gewohnt ist, schwer werden, den Anfang einer Hausandacht zu machen; allein man stellt es sich doch schwerer vor, als es wirklich ist. Fällt es doch keinem Kindlein schwer, mit Vater oder Mutter kindlich zu reden, und Erwachsene verstehen es, selbst mit unbekanntem, landfremden Menschen ganz vernünftig zu verkehren; und mit unserem himmlischen Vater, dem Barmherzigsten unter den Barmherzigen, sollte es so schwer fallen, kindlich zu reden? Wie freundlich ermuntert doch der Heiland solch' schüchterne Gemüter, wenn er uns sagt, dass wir nicht eine schöne, lange Rede vor Gott zu halten brauchen, denn unser Vater im Himmel wisse, was wir bedürfen, ehe wir ihn bitten. Man lernt so viel in unserer Zeit. Wäre es nicht der Mühe wert, diese so wichtige Aufgabe des Umganges mit Gott auch noch, wenn vielleicht auch ein wenig spät, zu lernen? Es wäre keineswegs das Unnützlichste, das man gelernt hätte. – Der Hauptgrund aber, warum so wenige Männer in ihren Familien beten, wird wohl der sein, dass ihnen der Mut dazu fehlt. Es gehört, besonders zum Anfängen, ein gewisser Mut, die heilige Schrift nennt ihn Demut. Ja, auch Demut ist ein Mut. Und in gewissen Dingen gehört ein recht starker Mut dazu, demütig zu sein. Mancher Mann hat Mut genug, den feindlichen Kanonen seine Brust zum Tode entgegen zu tragen, hat aber oft nicht Mut genug, mit den Seinen die Knie zu beugen und zu beten, so sehr ihn sein Gewissen dazu mahnt. Wie wird sich aber einst mancher christliche Vater schämen, wenn er von der Ewigkeit aus sein Erdenleben überschauen wird, dass er aus dem einen oder andern nichtssagenden Grunde diese liebliche, segensreiche Pflicht versäumt und sich und die Seinen dadurch so manchen Segens beraubt hat. Auch hier findet das Wort des Herrn seine Anwendung, wenn er sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“

Ein Haus ohne Gebet gleicht einer offenen Stadt, wo der Feind freien Zutritt hat und ihn auch benützt. Wogegen das Gebet eine feurige Mauer um das Haus her bildet, die manchem im Verborgenen schleichenden Feind den Eintritt abwehrt. Wie viel Herzeleid würde nicht zu tragen sein, wie viele Missverständnisse würden nicht vorkommen, wie manche Not würde weniger drücken, wie viele Tränen würden weniger geweint, wie manche Sorge, wie mancher Kummer lastete nicht auf den armen Herzen, wie viel mehr Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, wahre Liebe würde im Hause walten, wenn der Hausvater seiner Priesterpflicht eingedenk wäre, wenn täglich sein glaubensvolles Gebet zum Himmel stiege!

Freilich, soll ein Hausvater diese heilige Pflicht würdig üben, so dass sie ihm zur Freude und Lust und nicht zur Last wird, so darf er einen andern Punkt nicht aus dem Auge lassen, einen Punkt, über den wir noch einige Worte beifügen wollen.

„So will ich nun, dass die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel.“ In diesen letzten Worten erblicken wir die priesterliche Weihe des Hausvaters oder seine Vorbereitung zum Amte. Er soll heilige Hände aufheben. Aber wer hat denn heilige Hände? „Sind wir doch allesamt wie die Unreinen, und all' unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid!“ Ist doch unter den Menschen keiner, der gerecht ist, auch nicht einer! Wie soll da ein sündiger Hausvater heilige Hände aufheben können? – Und doch, er muss es können. Denn unser Gott will ein heiliges Priestervolk haben. Und was unser Gott gebietet, dazu gibt er auch die Mittel. Wie sich die Priester Israels vor dem Eintritt in das Heiligtum baden und ihre Kleider waschen mussten, so sollen auch die Priester des neuen Bundes sich reinigen, ehe sie des Priesteramtes pflegen. Wir haben einen Born des Heils wider die Sünde und Unreinigkeit (Zach. 13,1), dessen Wasser alle Flecken wegwaschen können. Wir kennen das Reinigungsmittel. Johannes nennt es uns mit einfachen und klaren Worten, wenn er sagt (1. Joh. 1,7): „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“ Dieses Reinigungselement zuerst für sich selbst anzuwenden, sich selber erst unter das Kreuz Christi zu stellen und das eigene Herz und Wesen im Blute Jesu Christi zu reinigen, das ist die erste Aufgabe des Hauspriesters. Und wer diese Arbeit nicht vorher getan, wer nicht vorher allein vor Gott gestanden, der wird auch eine öffentliche Priesterarbeit, welcher Art sie sei, nicht mit Lust und nicht mit Segen für sich oder andere verrichten. Wie der Familiengottesdienst ein täglicher sein soll, so muss auch diese reinigende Vorbereitung des Hausvaters täglich geschehen. Denn jeden Tag kommen auch wieder bewusste oder unbewusste Befleckungen vor, besonders beim Manne, den sein Beruf häufig in die Berührung mit den Kindern dieser Welt führt, der oft den ganzen Tag die Weltluft einatmet. Wie der Staub der Straße sich auf die Füße absetzt, so lässt auch der Weltgeist täglich einen verderblichen Niederschlag auf des Menschen Herz zurück. Daher bedarf der, welcher täglich heilige Priesterhände aufheben soll, auch einer täglichen Reinigung. Dies deutet der Herr dem Petrus bei der Fußwaschung an, wenn er sagt: „Wer gebadet ist, der braucht nur die Füße wieder zu waschen, im Übrigen ist er rein.“ Der wiedergeborene Mensch ist im Grunde seines Wesens rein; aber er hat doch täglich wieder nötig, sein Herz von dem befleckenden Weltstaube zu reinigen.

Wenn aber Paulus noch besonders bemerkt, dass das Aufheben der Hände „ohne Zorn und Zweifel“ geschehen soll, so will er damit wohl auf die beiden Feinde aufmerksam machen, mit denen der Mann ganz besonders zu kämpfen, vor denen er sich besonders zu hüten habe. Und wahrlich, je mehr man über die besonderen Gefahren des Mannes nachdenkt, um so mehr erkennt man, dass der Apostel das Rechte getroffen hat. Die Stellung, die Arbeit, der Umgang des Mannes sind dazu angetan und bringen es ziemlich allerwärts mit sich, dass er mit Menschen und Umständen zu kämpfen hat, die das Gemüt erbittern und reizen. Da liegt auch ihm die besondere Pflicht ob, unter dem Kreuze Jesu Christi die Sanftmut wieder zu erringen, und alle Wunden, welche die Welt seinem Herzen geschlagen hat, erst wieder heilen und verbinden zu lassen. Wer mit seiner Arbeit inmitten einer argen, selbstsüchtigen Welt steht, der kommt nicht unverletzt und ungeschlagen durch.

Sodann ist der Charakter und das kältere Gemüt des Mannes von Natur mehr zum Zweifel geneigt, als das der Frau. Es geht dem Mann im allgemeinen schwerer als der Frau, zu einem kindlichen, zweifellosen Glauben zu kommen. Jeder Redliche fühlt aber

auch, wie schwer es ist, mit einem Herzen, das nicht fest geworden, Priesterpflichten vor den Seinigen zu verrichten, es wird ihm so schwer, dass er sie lieber gar nicht tut. Dem Aufrichtigen lässt es aber auch hierin Gott gelingen. Trage zuerst deine Zweifel allein vor den Herrn, er kann und wird sie zerstreuen und wird dir geben, dass du selbst die gnädige Nähe deines Gottes mehr und mehr fühlen und schmecken darfst, wie freundlich der Herr ist.

Möchten doch auch diese Zeilen dazu beitragen, dass manches Herz und manches Haus wieder fest gegründet werde auf dem uralten Felsen, den Jakob gesucht und gefunden, und der heute noch steht und allein bis an's Ende stehen wird – auf den Gott Israels, dem Gott von

BETHEL – MAHANAIM – PNIEL